

(11) Wittgenstein: Philosophische Untersuchungen §§ 1-50

Überhaupt hat der Fortschritt das an sich, daß er viel größer aussieht, als er wirklich ist.

NESTROY

Vorwort

In dem Folgenden veröffentliche ich Gedanken, den Niederschlag philosophischer Untersuchungen, die mich in den letzten 16 Jahren beschäftigt haben. Sie betreffen viele Gegenstände: Den Begriff der Bedeutung, des Verstehens, des Satzes, der Logik, die Grundlagen der Mathematik, die Bewußtseinszustände und Anderes. Ich habe diese Gedanken alle als Bemerkungen, kurze Absätze, niedergeschrieben. Manchmal in längeren Ketten, über den gleichen Gegenstand, manchmal in raschem Wechsel von einem Gebiet zum andern überspringend. - Meine Absicht war es von Anfang, alles dies einmal in einem Buche zusammenzufassen, von dessen Form ich mir zu verschiedenen Zeiten verschiedene Vorstellungen machte. Wesentlich aber schien es mir, daß darin die Gedanken von einem Gegenstand zum andern in einer natürlichen und lückenlosen Folge fortschreiten sollten.

Nach manchen mißglückten Versuchen, meine Ergebnisse zu einem solchen Ganzen zusammenzuschweißen, sah ich ein, daß mir dies nie gelingen würde. Daß das beste, was ich schreiben konnte, immer nur philosophische Bemerkungen bleiben würden; daß meine Gedanken bald erlahmten, wenn ich versuchte, sie, gegen ihre natürliche Neigung, in einer Richtung weiterzuzwingen. - Und dies hing freilich mit der Natur der Untersuchung selbst zusammen. Sie nämlich zwingt uns, ein weites Gedankengebiet, kreuz und quer, nach allen Richtungen hin zu durchreisen. - Die philosophischen Bemerkungen dieses Buches sind gleichsam eine Menge von Landschaftsskizzen, die auf diesen langen und verwickelten Fahrten entstanden sind.

Die gleichen Punkte, oder beinahe die gleichen, wurden stets von neuem von verschiedenen Richtungen her berührt und immer neue Bilder entworfen. Eine Unzahl dieser waren verzeichnet, oder uncharakteristisch, mit allen Mängeln eines schwachen Zeichners behaftet. Und wenn man diese ausschied, blieb eine Anzahl halbwegser übrig, die nun so angeordnet, oftmals beschnitten, werden mußten, daß sie dem Betrachter ein Bild der Landschaft geben konnten. - So ist also dieses Buch eigentlich nur ein Album.

Ich hatte bis vor kurzem den Gedanken an eine Veröffentlichung meiner Arbeit bei meinen Lebzeiten eigentlich aufgegeben. Er wurde allerdings von Zeit zu Zeit rege gemacht, und zwar hauptsächlich dadurch, daß ich erfahren mußte, daß meine

Ergebnisse, die ich in Vorlesungen, Skripten und Diskussionen weitergegeben hatte, vielfach mißverstanden, mehr oder weniger verwässert oder verstümmelt im Umlauf waren. Hierdurch wurde meine Eitelkeit aufgestachelt, und ich hatte Mühe, sie zu beruhigen.

Vor zwei Jahren aber hatte ich Veranlassung, mein erstes Buch (die »Logisch-Philosophische Abhandlung«) wieder zu lesen und seine Gedanken zu erklären. Da schien es mir plötzlich, daß ich jene alten Gedanken und die neuen zusammen veröffentlichen sollte: daß diese nur durch den Gegensatz und auf dem Hintergrund meiner älteren Denkweise ihre rechte Beleuchtung erhalten könnten.

Seit ich nämlich vor 16 Jahren mich wieder mit Philosophie zu beschäftigen anfang, mußte ich schwere Irrtümer in dem erkennen, was ich in jenem ersten Buche niedergelegt hatte. Diese Irrtümer einzusehen, hat mir - in einem Maße, das ich kaum selbst zu beurteilen vermag - die Kritik geholfen, die meine Ideen durch Frank Ramsey erfahren haben, - mit welchem ich sie während der zwei letzten Jahre seines Lebens in zahllosen Gesprächen erörtert habe. - Mehr noch als dieser - stets kraftvollen und sichern - Kritik verdanke ich derjenigen, die ein Lehrer dieser Universität, Herr P. Sraffa durch viele Jahre unablässig an meinen Gedanken geübt hat. Diesem Ansporn verdanke ich die folgereichsten der Ideen dieser Schrift.

Aus mehr als einem Grunde wird, was ich hier veröffentliche, sich mit dem berühren, was Andre heute schreiben. - Tragen meine Bemerkungen keinen Stempel an sich, der sie als die meinen kennzeichnet, - so will ich sie auch weiter nicht als mein Eigentum beanspruchen.

Ich übergebe sie mit zweifelhaften Gefühlen der Öffentlichkeit. Daß es dieser Arbeit in ihrer Dürftigkeit und der Finsternis dieser Zeit beschieden sein sollte, Licht in ein oder das andere Gehirn zu werfen, ist nicht unmöglich; aber freilich nicht wahrscheinlich.

Ich möchte nicht mit meiner Schrift Andern das Denken ersparen. Sondern, wenn es möglich wäre, jemand zu eigenen Gedanken anregen.

Ich hätte gerne ein gutes Buch hervorgebracht. Es ist nicht so ausgefallen; aber die Zeit ist vorbei, in der es von mir verbessert werden könnte.

[W. wollte ein Gesamtbild der Landschaft malen, aber es gelangen ihm stets nur Landschaftsskizzen. Seine selbstkritischen Äußerungen ehren Wittgenstein: aber die Gründe, warum sein Philosophieren fragmentarisch blieb, werden nicht erörtert. Stattdessen und offenbar als unmittelbare Folge des fehlenden Fragens nach den Gründen: eine obsessive Auseinandersetzung mit dem Wesen und Wirken der menschlichen Sprache.

Ähnlich mögen Kinder reagieren, denen ihr Spielzeug zerstört wurde. Sie suchen nach einer Anleitung, der sie folgen könnten, um das Spielzeug neuerlich zusammenzufügen. Sie ahnen nicht, wie komplex und tief gegründet ihr Spielzeug (Sprache) gebaut worden war - es war nichts weniger als ein Gesamtkunstwerk.

Wer annimmt, Wesen und Wirken philosophischer Gedanken, Begriffe, Kategorien und Systeme sei durch die Erforschung der Sprache zu

ergründen, ist gleichsam in den falschen Zug eingestiegen. Diesen kann er nicht mehr verlassen, denn er führt den Sprachdenker mit unbezwinglicher Geschwindigkeit in eine ihm unbekannt und falsche Richtung.]

Cambridge, im Januar 1945

TEIL I

1. Augustinus, in den Confessiones I/8: cum ipsi (maiores homines) appellabant rem aliquam, et cum secundum eam vocem corpus ad aliquid movebant, videbam, et tenebam hoc ab eis vocari rem illam, quod sonabant, cum eam vellent ostendere. Hoc autem eos velle ex motu corporis aperiebatur: tamquam verbis naturalibus omnium gentium, quae fiunt vultu et nutu oculorum, ceterorumque membrorum actu, et sonitu vocis indicante affectionem animi in petendis, habendis, rejicendis, fugiendisve rebus. Ita verba in variis sententiis locis suis posita, et crebro audita, quarum rerum signa essent, paulatim colligebam, measque iam voluntates, edomito in eis signis ore, per haec enuntiabam.

[Nannten die Erwachsenen irgend einen Gegenstand und wandten sie sich dabei ihm zu, so nahm ich das wahr und ich begriff, daß der Gegenstand durch die Laute, die sie aussprachen, bezeichnet wurde, da sie auf ihn hinweisen wollten. Dies aber entnahm ich aus ihren Gebärden, der natürlichen Sprache aller Völker, der Sprache, die durch Mienen- und Augenspiel, durch die Bewegungen der Glieder und den Klang der Stimme die Empfindungen der Seele anzeigt, wenn diese irgend etwas begehrt, oder festhält, oder zurückweist, oder flieht. So lernte ich nach und nach verstehen, welche Dinge die Wörter bezeichneten, die ich wieder und wieder, an ihren bestimmten Stellen in verschiedenen Sätzen, aussprechen hörte. Und ich brachte, als nun mein Mund sich an diese Zeichen gewöhnt hatte, durch sie meine Wünsche zum Ausdruck.]

[W. verwechselt (mit dem Augustinus-Biographen?) Genese und Geltung des Wesens der menschlichen Sprache. Niemand bezweifelt, daß Kinder durch Nachahmung und wahrnehmendes „Begreifen“ dazu gelangen, ihrer Muttersprache mächtig zu werden. Aber sind damit das Wesen und Wirken der Sprache (für den Sprechenden, für den Hörenden, vor allem aber für die Sprachgemeinschaft derer, die dieselbe Sprache ihr Eigentum nennen) auch nur gestreift? Beispielsweise alle Fragen, die Saussures Unterscheidung in Langage, Langue und Parole auf einen Schlag eröffnen?

Außerdem scheint W. vorauszusetzen, jeder Mensch werde grundsätzlich sprachlos geboren. Denn sonst müßte er ja nicht durch Nachahmung der Erwachsenen in deren Sprachgebrauch hineinwachsen. Hätte jeder Mensch

schon von Geburt an oder gar schon vor seiner Geburt Sprachfähigkeit, bedürfte er weder einer Mutter noch späteren Spracherziehern, um in seiner Sprache „gebrauchsfähig“ zu werden.

Doch exakt durch die Unterscheidung von Sprachfähigkeit und Sprachkönnen gelangt bekanntlich Plato zu seiner These, oder führt diese am Beispiel des Sprache-Erlernens der Kinder vor, daß diese (Anamnesis-Lehre) ohne einen Vorbesitz an Sprachfähigkeit niemals die Schwelle vom nur möglichen zum erfreulicherweise wirklichen Sprechenkönnen überschreiten könnten.

Ein Fall von Möglichkeit und Wirklichkeit, der an Humes vermeintliche Genese der Natur-Kausalität erinnert: Ob in der Natur wirkliche Kausalität wirke, könne niemand wissen. Wissen könne man nur, daß wir gewisse Ursache-Wirkungs-Relationen in die Natur hineintragen, *wenn und nur wenn* wir in unserer alltäglichen Naturerfahrung oft genug erfahren, wiederholt und verinnerlicht haben, daß gewisse verursachende Dinge gewisse andere bewirkte Dinge realisieren. Wem dieses Glück nicht zuteil wird, dem bringen noch heute gewisse Götter oder Dämonen: Regen und Schnee, Tag und Nacht, Sonne und Mond.

Fazit: an etwas „Angeborenes“ zu denken, wenn es um die Frage des menschlichen Spracherwerbs geht, steht bei W. unter vorsätzlichem Denkverbot. Anathema: die Idee eines Spracherwerbs aus menschlich angeborenen Fähigkeiten, wie auch die Idee eines nichtbiologischen Angeborenses überhaupt, das letztlich allein ein aufklärendes vernünftiges Licht auf das Wesen der Sprache im Wesen des Menschen zu werfen vermag.

Oder analog: Das Wesen des Kreises sei eine Summe von gekrümmten Linien(Strecken), die zu einer einzigen anschaulichen Linie zusammengezogen wurde. Daß deren Punkte zu einem gemeinsamen Mittelpunkt eine identische Entfernung aufweisen, könne jedoch niemand erfahren, weil diese nicht für alle Punkte veranschaulicht sei. Die Behauptung, ein gemeinsamer Mittelpunkt existiere, folge daher aus dem Vorurteil einer spekulativen Vernunft, die glaube, ein an und für sich existierendes Kreis-Wesen sei vernünftigerweise anzunehmen.]

In diesen Worten erhalten wir, so scheint es mir, ein bestimmtes Bild von dem Wesen der menschlichen Sprache. Nämlich dieses: Die Wörter der Sprache benennen Gegenstände - Sätze sind Verbindungen von solchen Benennungen. - In diesem Bild von der Sprache finden wir die Wurzeln der Idee: Jedes Wort hat eine Bedeutung. Diese Bedeutung ist dem Wort zugeordnet. Sie ist der Gegenstand, für welchen das Wort steht.

[Sprache als Maschine oder Apparat oder Zeichensystem, die ermöglichen, Dinge durch Worte zu benennen. Doch zugleich, man weiß nicht wodurch,

habe jedes Wort eine Bedeutung. Namen benennen durch Namen, Wörter benennen durch Bedeutungen. Ein Königreich für jeden, der uns erklärt, woher und wie die Bedeutungen in die Wörter kommen, wie Namen zu Bedeutungen gelangen.

Nicht der Gegenstand sei das, wofür das Wort „stehe“, sondern die Bedeutung sei der Gegenstand, für den das Wort stehe. Ist es legitim, den sinnlichen Gegenstand von seiner Bedeutung, die er für die Sprechenden in der Welt der Worte „zugeordnet“ erhält, zu trennen?

Jeder Vernünftige wird widersprechen: Mit der Nennung des Namens wird auch das Ding als Bedeutungsinhalt der Worte und Sätze ausgesagt. Aber warum dies möglich ist, wäre die eigentlich sprachphilosophische Anfrage gewesen. Das bestimmte Bild vom Wesen der Sprache, das Wittgenstein zu erhalten vermeint, krankt an Unbestimmtheiten: vorausgesetzte Eigenschaften werden als vermeintliche Trivialitäten aneinandergereiht. Es fehlt der Begriff, der die Eigenschaften und Akte (des Benennens, des Bedeutens) zusammenfaßt und aus einer Wurzel ableitet.

Was ist ein Gegenstand, was ist ein Name, was ist eine Bedeutung? Drei Fragen, die für W. entweder keine Antwort benötigen, weil sie sich selbst beantworten, oder durch vorausgesetzte Antworten, deren Trivialität wiederum auf selbstverständliche Antworten verweisen immer schon beantwortet haben: Er setzt den Begriff der Sache als dessen Selbstverständlichkeit voraus.

Dritte Möglichkeit: Er wird versuchen, das Versäumte und Vorausgesetzte im weiteren Verlauf seiner Sprachphilosophie durch nachträgliche Antworten nachzuholen. Warum diese Umständlichkeit? Es ist, als würde sich jemand absichtlich unwissend stellen, um sich später durch Selbstaufklärung als Meister seiner Klugheit zu präsentieren.

Aber in diesem Falle müßte er, um ehrlich zu sein, schon im Anfang alle Was-Ist-Fragen der Sache klar und deutlich auf den Tisch legen. Daran hindert ihn jedoch sein pragmatischer Ansatz: Beispiele und praktische Anwendungen der Sprache durch Sprechakte sollen leisten, was ihm der Begriff verwehrt.

Mit Wittgenstein im Vergleich gesprochen: Zeige mir, wie du einen Kreis zeichnest, und ich erkläre Dir anhand deiner Kreishandlung, was ein Kreis ist.]

Von einem Unterschied der Wortarten spricht Augustinus nicht. Wer das Lernen der Sprache so beschreibt, denkt, so möchte ich glauben, zunächst an Hauptwörter, wie »Tisch«, »Stuhl«, »Brot«, und die Namen von Personen, erst in zweiter Linie an die Namen gewisser Tätigkeiten und Eigenschaften, und an die übrigen Wortarten als etwas, was sich finden wird.

[Auch das Fragen nach dem, woran Augustinus bei seiner Erinnerung an sein kindliches Sprachlernen gedacht habe, verbleibt im pragmatischen Rahmen. In der Tat, Schulkindern, die ihre eigene und auch Erwachsenen, die eine fremde Sprache lernen sollen, wird mit Wortklassen auf den Leib gerückt, als einer unter vielen Methoden, aus Sprachunkundigen Kundige zu züchten. An die Wortarten schließen sich die Satzarten, an diese die Redensarten; und ist der Parcours durchlaufen, bitte nochmals von vorne...]

Denke nun an diese Verwendung der Sprache: Ich schicke jemand einkaufen. Ich gebe ihm einen Zettel, auf diesem stehen die Zeichen: »fünf rote Apfel«. Er trägt den Zettel zum Kaufmann; der öffnet die Lade, auf welcher das Zeichen »Apfel« steht; dann sucht er in einer Tabelle das Wort »rot« auf und findet ihm gegenüber ein Farbmuster; nun sagt er die Reihe der Grundzahlwörter - ich nehme an, er weiß sie auswendig - bis zum Worte »fünf« und bei jedem Zahlwort nimmt er einen Apfel aus der Lade, der die Farbe des Musters hat. - So, und ähnlich, operiert man mit Worten. - »Wie weiß er aber, wo und wie er das Wort »rot« nachschlagen soll und was er mit dem Wort »fünf« anzufangen hat?« - Nun, ich nehme an, er handelt, wie ich es beschrieben habe. Die Erklärungen haben irgendwo ein Ende. - Was ist aber die Bedeutung des Wortes »fünf«? - Von einer solchen war hier gar nicht die Rede; nur davon, wie das Wort »fünf« gebraucht wird.

[W. steigert sein exercitium practicum, um hinter das Geheimnis unseres „Operierens mit Worten“ zu gelangen. Ähnlich möchten Kinder hinter unser Operieren beim Autofahren gelangen.

Kein Problem: wir zeigen ihnen die Hebel, die Pedale, die Schaltknöpfe, und damit zugleich, wie sie zu bedienen sind und welche Wirkungen diese Anwendungen unseres richtigen Operierens verursachen. Veränderungen der Fahrgeschwindigkeit, der Fahrriechtung, des Anfahrens, des Stehenbleibens. Drei Wirkungen unter vielen anderen samt deren verursachende Operationen. Noch pragmatischer: Siehst du einen Apfel, sage Apfel, und der Verkäufer wird dich verstehen.

Um die Sache nicht gar zu simpel zu präsentieren, entwickelt W. sein Erzähl-talent: fünf rote Äpfel soll sein Spracheleve beim Kaufmann kaufen. Ein Zettel enthält die bedeutungsschweren „Zeichen“: „Fünf rote Äpfel“. Prompt reagiert der Kaufmann wie am (Sprach)Schnürchen. Er scheint aber Sprachlegastheniker oder ein Fremder zu sein, denn die „Bedeutung“ des Wortes rot muß er sich anhand einer zuschreibenden Worttafel erst noch in Erinnerung rufen. Beim Griff zur Zahlentafel, um die Bedeutung“ der Ziffer fünf zu finden, fällt ihm rechtzeitig ein, daß er diese schon „auswendig“ verinnerlicht hat.

Die sophistischen Scheinfragen: »Wie weiß er aber, wo und wie er das Wort »rot« nachschlagen soll und was er mit dem Wort »fünf« anzufangen hat?«, beleidigen die Vernunft des Lesers. Offensichtlich verfügt W. nur über einen arg korrumpierten Begriff von Bedeutung, um wie ein sprachloser Parzival im Land der Sprachkundigen fragen zu können. (Er gibt vor, darin echter

Sophist, die Symbiosen von Namenwort, Ding und dessen Bedeutung nicht vorstellen zu können. Und darin hat er insofern recht, als man Vorstellungen nicht mit falschen Vorstellungen auf den Leib rücken sollte.)

Scheinbar weiß niemand der Beteiligten, was die Wörter „bedeuten“, und die Handlung funktioniert dennoch. Also, läßt sich vermuten, ist die Bedeutung der Sachen nichts weiter als deren Gebrauch in gewissen sprachlichen Handlungen und deren Zwecken. Bleibt das Mysterium der unaussagbaren Realität: ein Apfel schmeckt anders als die Zahl fünf und die Farbe Rot. Und die These, daß es wahre und falsche Bedeutungen gäbe, wenn etwa die Sprache falsch sprachhandelt, kann als metaphysisches Vorurteil zurückgewiesen werden. Ebenso die Tatsachenwahrheit, daß ein mit Plastikäpfeln handelnder Obsthändler mit objektiv falschen Äpfeln Gewinn abschöpfen möchte.]

2. Jener philosophische Begriff der Bedeutung ist in einer primitiven Vorstellung von der Art und Weise, wie die Sprache funktioniert, zu Hause. Man kann aber auch sagen, es sei die Vorstellung einer primitiveren Sprache als der unsern.

[Ohne auch nur andeutend zu erklären, was ein „philosophischer Begriff der Bedeutung“ sein soll, wird dieser einer „primitiven Vorstellung“ des Funktionierens der Sprache zugewiesen. Demnach ist die Sprache der Philosophen die „primitivere“, unsere aber, die wir beim Obsthändler fast reibungslos funktionieren lassen, ist die klügere. Folglich ist der Auftrag, den sich der Sprachphilosoph Wittgenstein erteilt, evident: laßt uns unsere Sprache endlich von allen philosophischen Vorurteilen reinigen. Der typisch (post)moderne Leser steht hier vor der Frage: ist das noch verrückt oder schon genial?]

Denken wir uns eine Sprache, für die die Beschreibung, wie Augustinus sie gegeben hat, stimmt: Die Sprache soll der Verständigung eines Bauenden A mit einem Gehilfen B dienen. A führt einen Bau auf aus Bausteinen; es sind Würfel, Säulen, Platten und Balken vorhanden. B hat ihm die Bausteine zuzureichen, und zwar nach der Reihe, wie A sie braucht. Zu dem Zweck bedienen sie sich einer Sprache, bestehend aus den Wörtern: »Würfel«, »Säule«, »Platte«, »Balken«. A ruft sie aus; - B bringt den Stein, den er gelernt hat, auf diesen Ruf zu bringen. -Fasse dies als vollständige primitive Sprache auf.

[Das experimentelle „denken wir uns...“ ist bezeichnend für Wittgensteins empiristische Einstellung. Durch nichts ist bewiesen, daß Augustinus' Beschreibung der Sprache, die ohnehin nur einen minimalen Aspekt des Sprache-Lernens umfaßt, „stimmt“, und dennoch gilt sie nun für Wittgenstein als ausgemachte Grundlage für sein Experiment. Nämlich: den Gebrauch der Worte für Bausteine in einer basalen Arbeitssituation zu beobachten, um zu erkennen, wie das Sich-Verständigen über die

bereitstehenden Baumittel und das Bauen mit diesen Mitteln funktioniert. Prosaischer ausgedrückt: welchen Anteil fügt die Sprache dem Arbeitserfolg der beteiligten Arbeiter hinzu?

Doch würde die Situation wohl nochmals vereinfacht, wenn alle Mittel-Zweckbeziehungen von vorherherein nicht im Zentrum des sprachspezifischen Beobachtungsinteresses Wittgensteins stehen sollten. (Nur was der Fall ist, soll das wirklich Seiende sein.) Und doch ist die reale Zweckbeziehung offensichtlich fundamental, sie durchdringt die gesamte Arbeit und jeden einzelnen ihrer konkreten Handlungsschritte.

A baut mit den Baumitteln, die ihm B auf Zuruf zutragen soll, jene Objekte, die beiden Beteiligten der vorgegebene Bauplan befiehlt. Der Zweck ist evident, die Mittel sind es auch, also sind es auch die Mittel-Zweck-Relationen zwischen den einzelnen Arbeitsschritten. Jeder hat zu seiner Zeit zu erfolgen, nicht zu früh und nicht zu spät. - Ein System scheinbarer Trivialitäten, die dennoch in jedem Moment unserer Arbeitswelten, selbstverständliche Realität gewinnen.

Aber wohl nicht durch den Sprachgebrauch, der dazu jeweils angewandt wird. Denn das Faktum, daß jede Arbeit ihren je eigenen Mittel-Zweckrelationen folgt, ist kein Produkt unseres Sprachgebrauchs. Es ist ein Produkt unserer höchst ausdifferenzierten Arbeitswelt; an welcher Tatsache die begleitende Tatsache, daß wir darüber, davor, darin sprechen können und müssen, nichts ändert.

Diese teleologische Grundlage der Arbeitssituation muß innerhalb dieser mit keinem Wort erwähnt werden, es muß kein einziges Wort fallen, auch kein Satz, in dem das Vermitteln der Zwecke durch brauchbare Mittel zur Sprache kommt, und dennoch ist es diese „vollständig primitive“ logische Relation, die alle Gebrauchshandlungen der Sprache steuert und reguliert. Mit anderen Worten: mit welcher Berechtigung werden diese Anteile des „stummen“ logischen Steuerns der Arbeitssituation vernachlässigt?

Sollte Wittgenstein dieser logische Lapsus unbewußt unterlaufen sein, fiel ein bezeichnendes Licht auf seine Methode, mit empiristischen Gedankenexperimenten dem Wirken der Sprache auf die Schliche zu wollen. (Der Lapsus-Verdacht legt sich auch durch Wittgensteins Voraussetzung eines isolierten Sprechaktbezuges der Worte auf ihre Dinge nahe.)

Für eine umfassende empirische Untersuchung des Sprachgebrauchs auf einer Baustelle würden heutige Nachfolger Wittgensteins wohl ein Hintergrund-Mikrofon aufstellen, das unbemerkt alle Konversationen der Beteiligten aufnimmt und dokumentiert. Nach Abschrift dieser Sprechakt-Handlungen wäre eine „wissenschaftliche“ Untersuchung der Sprachgebrauchs-Sitten an einem bestimmten Ort zu einer bestimmten Zeit

und überdies innerhalb einer bestimmten Auftragsarbeit wohl problemlos durchzuführen.

Aber das Beschreiben und Ergründen der Sprechakte und ihrer Zusammenhänge würde wiederum ein Junktim von logischen und sprachlichen Relationen voraussetzen und realisieren, die sich nicht aufeinander reduzieren lassen. Und dennoch soll der Zweckgedanke alle sprachlichen Akte und alle baulichen Handwerksschritte lenken und dirigieren? Ein stummer logischer Dirigent im Hintergrund: kann eine empiristische Sprachtheorie einen Dirigenten dieser („sprachlosen“) Art zulassen? Wenn nicht, mit welchen Konsequenzen für das Verständnis des Wesens und Wirkens von Sprache? Führt der Zweckgedanke auf eine metaphysische Sprachtheorie, weil jede empirische Begründung vorhandener Zwecke, die Zweckkategorie immer schon voraussetzt?

Merkwürdig an Wittgensteins Axiomatik ist noch ein Punkt: warum soll es sich bei den sprachlichen Interaktionen des Baugewerbes um eine „vollständig primitive Sprache“ handeln? Soll dies mehr bedeuten, als daß die Art und Weise, wie sich Baumeister und Baugehilfe über die Zurichtungen und Zureichungen der Baumittel verständigen, um ein mustergültig einfaches Modell einer funktionierenden Wortsprache handelt?

A ruft also nach dem Stein, den er für seinen nächsten Handlungsschritt benötigt, und B, gelernter Hilfsarbeiter, hat keine Mühe, den richtigen Stein zur richtigen Zeit an den gewünschten Ort zu bringen. Auch in diesen Momenten der Arbeitsschritte sind teleologische Beziehungen, die keines Wortes und Satzes bedürfen, geradezu massenhaft präsent.

Sprachphilosophisches Fazit: Was in Handlungssystemen, sie mögen noch so alltäglich sein, *nicht* ausgesagt wird, scheint wichtiger zu sein als alle Worte und Sätze, die sich meist ohnehin nur als mehr oder weniger mechanische Wiederholungen schon vertrauter und gewohnter Worte und Sätze manifestieren. Dennoch ist alltägliches Handeln kein Spiel und durch Spieltheorien nicht adäquat erfaßbar, - schon weil kein vernünftiger Spielbegriff von und für Pflicht möglich ist.]

3. Augustinus beschreibt, könnten wir sagen, ein System der Verständigung; nur ist nicht alles, was wir Sprache nennen, dieses System. Und das muß man in so manchen Fällen sagen, wo sich die Frage erhebt: »Ist diese Darstellung brauchbar, oder unbrauchbar?« Die Antwort ist dann: »Ja, brauchbar; aber nur für dieses eng umschriebene Gebiet, nicht für das Ganze, das du darzustellen vorgabst.«

[W. formuliert verworren: Die Handlungssprache im Beispiel des Augustinus soll a) Beispiel für ein „System der Verständigung“ sein. Zugleich aber soll Sprache b) nicht nur dem System der Verständigung dienen. Weil sie noch anderen Instanzen dient oder manchmal – wo genau? – nur sich selbst dient? Selbst in dieser Relation, in der die „Elemente“ der Sprache (primär:

Worte und Sätze) auf Sprache als ein „System der Verständigung“ oder jenseits davon „selbstreferentiell“ agieren, ist die leitende Kategorie des Zwecks, obwohl empirisch kaum eindeutig feststellbar, allgegenwärtig. Ist dies ein prinzipieller oder ein nur kontingenter blinder Fleck in Wittgensteins Sprachphilosophie?

Die Frage nach der Brauchbarkeit oder Unbrauchbarkeit „dieser Darstellung“ setzt ebenfalls die Zweckkategorie voraus: „Brauchen“ ist instrumentelle Vernunft par excellence. Nur für bestimmte Zwecke sind demnach gewisse Sprechweisen (Sprachgebrauchssitten) als „brauchbare“ Verständigungssysteme vorhanden. (Mit dem Maurer mußst du anders reden als mit dem Bauingenieur.)

Noch ein Irrtum Wittgensteins: berechtigterweise gibt der Sprachlehrer des Augustinus vor, daß er an seiner Einstiegsstelle des Sprache-Lehrens für und Sprache-Erlernens durch Kinder in das „Ganze der (Mutter)Sprache“ einführt. Aber doch nicht durch eine angemäßte Darstellung des Ganzen der Sprache. - W. übersieht ein Wunder der Sprache: daß deren innere Verwandtschaftsbeziehungen fast jeden Teil der Sprache und deren materiale Inhalte ermächtigen, als pars pro toto zu stehen. Abertausend „eng umschriebene Gebiete“ der Sprache sind kein Hindernis für die Sprache als System-Ganzes, alle ihre Engen transzendieren zu können und immer schon transzendiert zu haben.]

Es ist, als erklärte jemand: »Spielen besteht darin, daß man Dinge, gewissen Regeln gemäß, auf einer Fläche verschiebt...« - und wir ihm antworten: Du scheinst an die Brettspiele zu denken; aber das sind nicht alle Spiele. Du kannst deine Erklärung richtigstellen, indem du sie ausdrücklich auf diese Spiele einschränkst.

[Selbstverständlich können Menschen in jeder ihrer Sprachen auch sogenannte Sprachspiele vorführen – mit Worten, mit Sätzen, mit Verbindungen von Sätzen und deren logischen Grundlagen und Inhalten. Eine sprachlich-logische Verbindung von Worten und Sätzen kann durch kluge, oft „ironische“ oder „sarkastische“ Umkehrung in ein alogisches Gegenteil verkehrt werden, um einen gewünschten Witz, eine gewünschte Verhöhnung, eine gewünschte übertreibende („vernichtende“) Kritik zu formulieren.

Aber lohnt es sich, der Sprache generell den Charakter und das Wesen von Spiel (Karten-, Schach-, Sportspiel usw.) zu unterstellen? Daß Analogien der Sprache zur Welt der Spiele einen sprachphilosophischen Erkenntnis-Fortschritt erbringen können, davon ist die moderne Philosophie seit Wittgenstein bekanntlich überzeugt. Inwiefern dadurch der logische und der moralische Charakter von Sprache und menschlichem Sprechen unterlaufen wird, schien eine tabuisierte Frage (geworden) zu sein.

Jemand vorzuwerfen, er spiele nur mit seinen Worten und Sätzen, ist jedenfalls kein Teil eines Sprachspiels, sondern Teil eines moralischen Verhaltens und Urteils, das auf die dunklen Felder sozialen Fehlverhaltens führt. Wer sich verstellt, wer lügt, wer seine wahren Absichten verbirgt, wer Worte verfälscht usf. wird nicht als Spieler, er wird als Betrüger wahrgenommen.

Der Gebrauch der Sprache, vorhin noch durch „eng umschriebene Gebiete“ der sprachlichen Verständigung eingegrenzt, depraviert sich nun zum bedenklichen Rang „eingeschränkter Spiele“. Als enthielten Schachbrett und Schachspiel eine verborgene Urgrammatik aller Wortsprachen. - Belanglos der ablenkende Verweis Wittgensteins auf die unübersehbare Vielfalt der Spiele: nicht alle seien Brettspiele.]

4. Denk dir eine Schrift, in welcher Buchstaben zur Bezeichnung von Lauten benützt würden, aber auch zur Bezeichnung der Betonung und als Interpunktionszeichen. (Eine Schrift kann man auffassen als eine Sprache zur Beschreibung von Lautbildern.) Denk dir nun, daß Einer jene Schrift so verstünde, als entspräche einfach jedem Buchstaben ein Laut und als hätten die Buchstaben nicht auch ganz andere Funktionen. So einer, zu einfachen, Auffassung der Schrift gleicht Augustinus' Auffassung der Sprache.

[Das nächste Gedankenexperiment seiner Sprachphilosophie führt nun in die Bezeichnungs-Küche der Sprachen: Gesetzt sei der Fall einer schriftlichen Doppelbezeichnung der Laute einer Sprache: Deren Buchstaben würden nicht nur die entsprechenden Laute bezeichnen, sie würden zugleich die Betonung der Laute bezeichnen und überdies als Interpunktionszeichen Verwendung finden.

Eine Annahme, die eigentlich nicht experimentell ist, weil sie nur an entsprechende Schriften unter den existierenden oder verstorbenen Schriftsprachen verweist, die Doppelbezeichnungen und auch Mehrfachbezeichnungen kennen oder kannten. Ein und dasselbe Zeichen wird zu mehreren differenten Diensten verwendet. Manchmal auch mittels kleiner Zusatzzeichen, die beispielsweise einen Vokal in einen Umlaut-ähnlichen Laut verwandeln, wie durchgängig in der ungarischen Sprache.

Der Vorwurf gegen Augustinus' angeblich falsche Auffassung der Sprache verfehlt sein Ziel. Denn dieser wollte (im Beispiel des Beginns) keine Theorie der Sprache vorführen. Er wollte nur zeigen, wie man Eleven auf schnellstmöglichem Weg beibringen kann, ihre Sprache, die ihre werden soll, zu erlernen. W. erzeugt sich seinen „eigenen“ Augustinus als Gegner, um dann dessen vorgebliche Schwächen umso triumphaler besiegen zu können.

Doch in einer Klammer-Anmerkung, halb verschämt untergebracht, erhebt W. eine veritable sprachphilosophische These, die zu ihrer Erhärtung noch

anderer Kaliber bedürfte als willkürlich gewählter Gedankenexperimente. Zwar wird sie nur als mögliche Wahrscheinlichkeits-These vorgebracht („kann man auffassen“), wonach es uns freigestellt wäre, anders und auch ganz anders darüber zu denken. Aber allein die Formulierung seiner These läßt tief ins Kategorien-Arsenal Wittgensteins blicken.

„Eine Schrift kann man auffassen als eine Sprache zur Beschreibung von Lautbildern.“ Wer diesen Satz rasch überliest, hat vermutlich kein Problem, seinen Vollzug als vernünftigen Satz zu verstehen. Denn geschieht es nicht, daß wir unsere Beschreibungen von „Lautbildern“ durch aufschreibende Schriftsprache beschreiben? Was aber sind „Lautbilder“?

Sind die Buchstaben a und o, i und e so etwas wie „Lautbilder“? Bilder von Vokalen, und alle Konsonanten demgemäß „Lautbilder“ von klingenden Konsonanten? Kann ein Buchstabe ein Bild eines Lautes sein? Oder ist gemeint, daß die Laute der Sprache und deren vielfältige Arten schon ihrerseits „Lautbilder“ sind? Wenn ersteres gemeint ist, haben wir es mit Schriftbildern, also mit simplen Schriftzeichen für Laute zu tun. Und dafür mag der Ausdruck „Bild“ noch hingehen, obwohl er stark irreführend ist.

Aber die Existenz von eigenen „Lautbildern“ zu unterstellen, dieser Nonsens kann nur einem Philosophen unterlaufen, der über die Etagen unseres operativen Geistes, gerade auch in dessen diversen Sinnlichkeiten, keinen präzisen Begriff besitzt. Aristoteles wird recht gehabt haben, daß der Mensch in überwiegendem Maße als Augentier durchs Leben stapft, woraus aber nicht folgt(e), daß die anderen Sinne (Hören, Tasten, Schmecken usf.) das optische Vehikel Bild benötigen, um operieren (hören, tasten, schmecken usf.) zu können. Sowenig wir Tastbilder oder Schmeckbilder benötigen, so wenig auch Hör-, Laut- und Klangbilder, wenn wir Klänge hören oder selbst anstimmen. Wovon sollte ein „Lautbild“ ein Bild sein können?

Ein Klang ist schon, wovon er eine autonome Synthese ist: jedes Geräusch, jeder Ton, jeder Akkord ist kein Bild ihrer selbst, sondern das Dasein ihrer speziellen akustischen Einheit.]

5. Wenn man das Beispiel im § 1 betrachtet, so ahnt man vielleicht, inwiefern der allgemeine Begriff der Bedeutung der Worte das Funktionieren der Sprache mit einem Dunst umgibt, der das klare Sehen unmöglich macht. - Es zerstreut den Nebel, wenn wir die Erscheinungen der Sprache an primitiven Arten ihrer Verwendung studieren, in denen man den Zweck und das Funktionieren der Wörter klar übersehen kann.

Solche primitiven Formen der Sprache verwendet das Kind, wenn es sprechen lernt. Das Lehren der Sprache ist hier kein Erklären, sondern ein Abrichten.

[Wenn sich W. bemüht hätte, irgendwo und irgendwie einen „allgemeinen Begriff der Bedeutung der Worte“ anzugeben, hätte er bemerken müssen,

daß es sich dabei lediglich um sogenannte Nominaldefinitionen von Begriffen handelt. Diese aber sind nicht als Nebel und Dunst zu denunzieren, wie der Geist des empirischen Sprachforschers glaubt, sondern der unhintergehbaren Tatsache geschuldet, daß jede Kultur eine Sprache benötigt, die mit ihren Wortbedeutungen wie mit universal gültigen Sinn-Währungen umgeht.

Auch unsere (deutschsprachige) Kultur weiß mit wenigen Worten anzugeben, warum unsere Sonne keine Kuh, warum ein Auto kein Flugzeug, und wenn's hoch hergeht sogar noch, warum und wie ein Mensch kein Tier ist.

Wer nun versucht, diese Bedeutungsunterschiede einer (jeder) Wortsprache durch einen tiefsinnig gedünkten Rückgang auf die „primitiven“ Stufen des Erlernens seiner Sprache ausfindig zu machen, verhält sich wie ein Biologie, der das Wesen und Wirken von Ameisen und Ameisenstaaten durch genaues Beobachten ihres Krabbelverhaltens in genau bestimmten Krabbelsituationen erkennen und definieren möchte.

Ein empiristischer Biologie dieser Art würde unter seinesgleichen als Analphabet der Wissenschaft zu Recht isoliert. Mögen die Krabbelvorgänge noch so „primitiv“ sein, noch so sehr als „elementar“ geglaubt werden, - einen Begriff (und zwar jeden) empirisch „von unten“ durch vermeintliche Urelemente aufzubauen, ist nur für das Empirische der empirischen Ereignisse möglich und sinnvoll.

Ein Verkehrsunfall beispielsweise verlangt eine möglichst exakte empirische Rekonstruktion dessen, was wirklich geschehen ist, um entsprechend objektive Schuldzuweisungen ausfindig zu machen. Ein Biologe, der Allgemeinbegriffe wie Tier, Insekt und Instinkt, um nur diese zu nennen, vermeiden möchte, ist wie ein Forscher, er sich geblendete Augen eingesetzt hat, obwohl und gerade, weil meint, das genaue Gegenteil getan zu haben: dunstfreie Beobachtungsaugen ermöglichen ihm eine „klare Sicht“ auf seine Dinge. Der empiristische Nominalismus moderner Sprachphilosophie richtet sich selbst.

Und wenn unser Erlernen der (Mutter)Sprache noch dazu als ein Vorgang des „Abrichtens“ aufgefaßt wird, zeugt dieser Irrtum von einer fatalen Unkenntnis aller Vorgänge in der Krabbelstube des menschlichen Spracherwerbs. Kinder sind keine Marionetten, keine kleine Maschinen, das Wesen und Wirken von Sprache und Sprechen ereignet sich jenseits des mechanischen Imitierens von Sprache, im Gelände der Freiheit des menschlichen Geistes.

Mit anderen Worten: auch Sprachlehrer, die ihre Schüler zum richtigen Gebrauch ihrer Sprache nur „abrichten“ möchten, setzen die Perlenkette der Nominaldefinitionen jeder normalen Sprache voraus. Und dies gilt noch im technologisch übertragenen Sinn: digitale Sprachmaschinen, mögen sie

noch so „menschlich“ mit uns plaudern, sind Maschinen, die Sprechakte imitieren.

Um einem Kind den Sinn eines zu lernenden Wortes zu „erklären“, bedarf es keiner speziellen, womöglich „wissenschaftlichen“ Zurichtung des Unterrichts. Es genügt, auf ein Bild oder mehrere zu verweisen, um den Unterschied von Sonne und Kuh, Auto und Flugzeug plausibel zu machen. Lediglich zwischen Mensch und Tier helfen Bilder nur vordergründig, wie jeder Biologie beweist, der Bilder von Menschen nur (mehr) als eine spezielle Art von Tierbildern erkennt.]

6. Wir könnten uns vorstellen, daß die Sprache im § 2 die ganze Sprache des A und B ist; ja, die ganze Sprache eines Volksstamms. Die Kinder werden dazu erzogen, diese Tätigkeiten zu verrichten, diese Wörter dabei zu gebrauchen, und so auf die Worte des Anderen zu reagieren.

[Ein mechanistische Vorstellung von Spracherwerb und Sprachgebrauch, die dem ehemaligen Volksschullehrer Wittgenstein nicht zur Ehre gereicht. Das Übel wird nicht besser dadurch, daß es unter den Vorbehalt eines nur möglichen Experiments gestellt wird: „Wir könnten uns vorstellen...“ Nicht einmal gläubige Wittgenstein-Forscher dürften diesem falschen Duft eines („innovativen“) Experiments ihres „Jahrhundertphilosophen“ auf den Leim gegangen sein.]

Ein wichtiger Teil der Abrichtung wird darin bestehen, daß der Lehrende auf die Gegenstände weist, die Aufmerksamkeit des Kindes auf sie lenkt, und dabei ein Wort ausspricht; z. B. das Wort »Platte« beim Vorzeigen dieser Form. (Dies will ich nicht »hinweisende Erklärung«, oder »Definition«, nennen, weil ja das Kind noch nicht nach der Benennung fragen kann. Ich will es »hinweisendes Lehren der Wörter« nennen. - Ich sage, es wird einen wichtigen Teil der Abrichtung bilden, weil es bei Menschen so der Fall ist; nicht, weil es sich nicht anders vorstellen ließe.) Dieses hinweisende Lehren der Wörter, kann man sagen, schlägt eine assoziative Verbindung zwischen dem Wort und dem Ding:

[Das „hinweisende Lehren der Wörter“ sei ein zentraler Teil der „Abrichtung“, den Wittgensteins Lehrer an und mit ihren Sprachschülern vollziehen. Durch mentale Pawlowsche Reflexe wird zwischen aufgezeigten Wörtern und hinweisenden Bildern eine Assoziationsbrücke hergestellt. Und ist das System der Assoziationsbrücken ausreichend (alle Grundworte der Sprache wurden mit ihren Bildern assoziiert?), kommt das Sprechen von und in Sätzen an die Reihe? Eine absurde Vorstellung von Sprache und Sprachlernen. Der Organismus der Sprache funktioniert als solcher, nicht als mechanisierbares Puzzle-Spiel.

Zwar kommen in der Sprache der Mütter und familiär Erziehenden immer auch Akte des Wörter-Erlernens durch Hinweise auf Bilder vor, aber das Reden in Sätzen beginnt nicht erst danach, sondern schon gleichzeitig und

von Anfang an. Eine kluge Strategie, weil Wort-Sprachen die meisten und wichtigsten ihrer Wörter nicht durch Bilder verdeutlichen (können). Alle logischen Funktionen etwa der vielen „Füllwörter“, die viel mehr sind als Füllsel, die man auch weglassen könnte, müssen anfangs durch (verstehendes!) Nachsprechen erlernt werden. Beispielsweise korrespondieren den Wörtern „und“ und „auch“ keine Dinge, keine Bilder.

Was aber soll die Rechtfertigung des sprachunterrichtlichen Abrichtens durch die Tautologie: „weil es bei den Menschen so der Fall ist“? Sehnte sich Wittgenstein nach einem Sprachunterricht für Affen? Sein Appell: es ließe sich ein anderer Sprachunterricht vorstellen, scheint nur auf andere Formen und Methoden des Abrichtens zu sinnen.

In der Schule des Lebens wird die Muttersprache durch ganz andere Methoden und Formen gelernt und gelehrt: ganz ohne Abrichtung und Zucht, weil im und durch den Vollzug des Lebens selbst. Darüber belehrt uns noch die vernünftige Einsicht, daß man eine Fremdsprache zwar auch durch Einpauken der Grundwörter und Satzschemata lernen kann. Doch ein Aufenthalt der Sprachschüler im Land der Fremdsprache bewirkt das Tausendfache.]

Aber was heißt das ? Nun, es kann Verschiedenes heißen; aber man denkt wohl zunächst daran, daß dem Kind das Bild des Dings vor die Seele tritt, wenn es das Wort hört. Aber wenn das nun geschieht, - ist das der Zweck des Worts ? - Ja, es kann der Zweck sein. - Ich kann mir eine solche Verwendung von Wörtern (Lautreihen) denken. (Das Aussprechen eines Wortes ist gleichsam ein Anschlagen einer Taste auf dem Vorstellungsklavier.) Aber in der Sprache im § 2 ist es nicht der Zweck der Wörter, Vorstellungen zu erwecken. (Es kann freilich auch gefunden werden, daß dies dem eigentlichen Zweck förderlich ist.)

[Warum sollte es der Zweck eines Wortes sein, *als Wort* gehört zu werden? Da W. über keine Begriffe über die fundamentalen organischen Beziehungen im Wirken einer lebendigen Sprache verfügt, fällt er auf Schritt und Tritt in die Löcher seiner fragmentierten Vorstellung von Sprache. Daher auch seine Unsicherheit: jeder Faktor der Sprache könnte „Verschiedenes heißen“, und welches Verschiedenes, das sei durch Gedankenexperimente zu entdecken.

Wäre der Sinn des (augustinischen) Sprachenlernens (im § 2) nicht zugleich auch der, die richtigen Vorstellungen der Wörter zu lehren und zu lernen, würden Wörter zunächst nichts als Buchstaben- und Lautreihen sein: sinnlose Zeichen, um Sprachlehrern ein ideales Instrument zum Abrichten zur Verfügung zu stellen. (Der fragmentierte Sprachbegriff Wittgensteins und die Züchtigungsbegierde des Wittgensteinschen Sprachlehrers ergänzen sich idealiter.)

Der gelungene Vergleich, wonach jedes ausgesprochene Wort wie das Anschlagen einer Taste auf dem Vorstellungsklavier wirke, wird durch den nachfolgenden Satz, wonach es nicht der Zweck der Wörter sei,

Vorstellungen zu erwecken, zunichte gemacht. Wieder verkennt W. den lebendigen Bedeutungs-Organismus seiner (und jeder normalen) Wortsprache.

Als Mittel muß jedes Wort auch als Wort gesprochen und gehört werden; aber als Zweck muß es zusammen mit dem, was es vorstellt, gesprochen und gehört werden. Widrigenfalls müßten Taubstumme nicht auf das Gelände ihrer Gebärdensprache ausweichen. - Manchmal macht Wittgenstein den Eindruck, als habe er angenommen, vor ihm wäre noch keine Sprachphilosophie in der Welt gewesen. Folglich müsse er sich auf eine terra incognita begeben, um aus eigener Anschauung zu erfahren, welches Gewürm und welches Klima auf dem Kontinent der Worte und Sätze anzutreffen sein möchte.]

Wenn aber das das hinweisende Lehren bewirkt, - soll ich sagen, es bewirkt das Verstehen des Worts? Versteht nicht der den Ruf »Platte!«, der so und so nach ihm handelt? - Aber dies half wohl das hinweisende Lehren herbeiführen; aber doch nur zusammen mit einem bestimmten Unterricht. Mit einem anderen Unterricht hätte dasselbe hinweisende Lehren dieser Wörter ein ganz anderes Verständnis bewirkt.

[Das Verstehen der Worte, das wir innerhalb einer ausgeübten Sprache erleben, muß für W. zum Mysterium werden. Das „hinweisende Lehren“, bei dem der zu dressierende Schüler lernt, mit dem Klang bestimmter Worte bestimmte Bilder zu assoziieren, scheint auch W. nicht zuzureichen, um ein „Verstehen der Worte“ zu begründen. Erst jener Eleve, der mit einem Wort sinnvolle Handlungen zu verbinden wisse, habe das Wort verstanden. Mit einem Wort: wer aus einer „Platte“ einen Tisch zu basteln versteht, habe auch den Sinn von „Platte“ verstanden.

Wie aber soll der Sprachlehrling, der nur jene Wort-Bild-Assoziation eingetrichtert erhalten hat, jemals zum Sprachgesellen und Sprachmeister aufsteigen, der mit dem Sinn von „Platte“ in allen seinen Relationen (nicht nur von Zwecken und Mitteln) sinnvolle Handlungsketten auszuführen weiß? In Wittgensteins Abrichter-Schule wird er dies niemals schaffen, in einer Tischlerwerkstätte hingegen bald als gedacht. (Valentin, Goethe - Faust I: "Ich sterbe! das ist bald gesagt. Und bald noch getan.") Wittgensteins „hinweisendes Lehren“ ist ein halbes oder ein Unding von Lehren und Lernen.]

»Indem ich die Stange mit dem Hebel verbinde, setze ich die Bremse instand.« - Ja, gegeben den ganzen übrigen Mechanismus. Nur mit diesem ist er der Bremshebel; und losgelöst von seiner Unterstützung ist er nicht einmal Hebel, sondern kann alles Mögliche sein, oder nichts.

[Ganz richtig beobachtet und dennoch nur eine Trivialität, die auch in einer experimentellen Sprachlehre, die beansprucht, Sprachphilosophie zu sein, nichts verloren hat. Die simple Tatsache und Einsicht, daß Wörter einer

(jeder) Sprache in ausdifferenzierten Handlungssystemen als deren unersetzbare Hilfsarbeiter mitarbeiten, wäre aus den Möglichkeiten der Sprache überhaupt, aus der Macht und Ohnmacht der Worte zu begründen.

Wie lange benötigt ein Lehrling, um das System von Stange, Hebel und Bremse nicht nur verbal, also nicht nur wie eine anzulernende Fremdsprache zu verstehen, sondern als eine praktische Umgangssprache, unter deren Begleitung (nicht Leitung) er allein zum Gesellen und Meister seines Tuns und Lebens aufsteigen kann, zu verinnerlichen?

Es geht um die Bedingungen der Möglichkeit von Spracherwerb und Sprachanwendung. Um Bedingungen, die gegeben und erfüllt sein müssen, wenn die Abrichter des Sprachunterrichts und die Experimenteure von nominalistischen Sprachbegriffen ihre Lern- und Sprachspiele inszenieren, weil dies ihrer (Sprach)Weisheit letzter Schluß ist.]

7. In der Praxis des Gebrauchs der Sprache (2) ruft der eine Teil die Wörter, der andere handelt nach ihnen; im Unterricht der Sprache aber wird sich dieser Vorgang finden: Der Lernende benennt die Gegenstände. D.h. er spricht das Wort, wenn der Lehrer auf den Stein zeigt. - Ja, es wird sich hier die noch einfachere Übung finden: der Schüler spricht die Worte nach, die der Lehrer ihm vorsagt - beides sprachähnliche Vorgänge. Wir können uns auch denken, daß der ganze Vorgang des Gebrauchs der Worte in (2) eines jener Spiele ist, mittels welcher Kinder ihre Muttersprache erlernen. Ich will diese Spiele »Sprachspiele« nennen, und von einer primitiven Sprache manchmal als einem Sprachspiel reden. Und man könnte die Vorgänge des Benennens der Steine und des Nachsprechens des vorgesagten Wortes auch Sprachspiele nennen. Denke an manchen Gebrauch, der von Worten in Reigenspielen gemacht wird.

Ich werde auch das Ganze: der Sprache und der Tätigkeiten, mit denen sie verwoben ist, das »Sprachspiel« nennen.

[Wem ist geholfen, wenn wir etwas, an dem unser aller Leben hängt, wenn wir einen Vollzug, in dem und durch den wir als Menschen einander permanent offenbaren oder verbergen, ein Spiel, ein „Sprachspiel“ nennen? Die Vermutung lautet: es hilft lediglich gewissen Technokraten des menschlichen Handelns und Lebens, die statt fundamental realer Gebiete von Kultur und Gesellschaft lediglich ihre eigenen Theoriespiele einander - moralitätsfrei - vorspielen möchten.

Das „ich will“ - dies so nennen und so definieren, bedeutet: mein Theoriewille ist mir heilig, und ihr werdet sehen, Schuldner und Gläubige werden meinem Gläubigerkapital mit Freuden folgen. (Populär: der Einäugige führt seine Blinden zur Tränke des neuen Heils. „Wir alle“ sind Sprachspielkinder.)

Absurd ist die These, daß ein Teil der Wörter andere Wörter herbeiruft, während ein anderer Teil der Wörter nach den herbeigerufenen handelt, -

Sprache ohne Sprachsubjekte produziert allerdings „Vorgänge“, die sich jenseits der Menschen vollziehen und sich daher überall auffinden lassen, wo der Spieltechnokrat dies wünscht, -beispielsweise auch im „Unterricht der Sprache.“

(Folglich darf sich Wittgensteins Abrichtungs-Lehrer unschuldig wissen. Klopft er einem Spracheleven schmerzhaft auf die Finger, weil dieser eine schon gelernte Wort-Bild-Assoziation wieder einmal vergessen hat, ist es nur die Struktur der Sprache, das Muster des Gebrauchs, die Matrix der sich selbst anwendenden Sprache, die ihn zuschlagen macht. Es ist die große Sprachspielmutter, die ihre Kinder säugt und nährt, dafür aber auch gängelt und am Narrenseil um sich herumführt.)

Ganz geheuer scheint W. aber die Erfindung von „Sprachspiel“ doch nicht gewesen sein: man könne beim Sprachlernen auch von einer „primitiven Sprache“ sprechen. Doch was sind in diesem Kontext „sprachähnliche Vorgänge“? Offenbar alle, die sich in der Schule aufführen lassen: eine Unterscheidung, die für Wittgensteins Realitätssinn noch hoffen läßt. (Bei der hypothetischen Sprachspielphilosophie des Wiener Meisters weiß der geneigte Leser oft nicht, ob er weinen oder lachen soll. Adorno sprach von Kaffeehausphilosophen, die sich eigentlich zum Schachspiel treffen wollten.)

8. Sehen wir eine Erweiterung der Sprache (2) an.

[Die Unterscheidung in einfache, somit noch nicht erweiterte Sprache hier, und „erweiterte Sprache“ dort, läßt tief in Wittgensteins heuristisches Denken blicken: es ist elementar-analytisch bis zum Erbarmen. Aus Elementen setzt sich doch alles Wirkliche zusammen, warum nicht auch die Sprache? Scheinbar liegt W. ganz auf der Linie der einschlägigen und behördlich institutionalisierten Bücher der Duden-Redaktion.

Doch überspringt er diesen sich aktualisierten Codex der lebendigen deutschen Sprache, weil er nicht ein deutscher Saussure, sondern ein neuartiger Sprachphilosoph werden will, weit jenseits oder diesseits von Herder, Hamann, Hegel und auch Schopenhauer, um von Humboldt, Heintel und Liebrucks zu schweigen. Sein Zaubermittel dazu: Sprache in einfachen Sprechsituationen vorstellen, nach Möglichkeit auf dem Niveau von Schule und Volksschule. Denn an den elementaren Beispielen der sich („primitiv“) vollziehenden Sprache ließen sich die Thesen seiner Sprachtheorie am besten verifizieren.

Doch sollen diese Thesen zugleich erst noch gefunden werden, denn am Anfang des analytischen Parcours haben wir vorerst nur „die Teile in der Hand“, - wir erblicken einen Wiedergänger von Goethes Zauberlehrling, der sich mit den Elementen der Materie herumschlägt, um den Stein der Weisen zu finden.

Nicht die Codices von Duden und Gebrüder Grimm werden befragt, sondern die allzeit lebendige Gebrauchsküche der Sprache: Kinder- und Schulzimmer, danach die erweiterten Zimmer, um irgendwann den Raum eines Wittgenstein-Seminars zu erreichen, wo die fundamental gewordenen Sprachthesen des analytischen Gebrauchsanfanges als gebrauchsfähige und „vernünftige“ (mit Ablaufdatum) Grundsätze approbiert werden. Der „logische“ Zirkel von Wittgensteins empiristischer Sprachphilosophie könnte nicht geschlossener sein.]

Außer den vier Wörtern »Würfel«, »Säule«, etc. enthalte sie eine Wörterreihe, die verwendet wird, wie der Kaufmann in (1) die Zahlwörter verwendet (es kann die Reihe der Buchstaben des Alphabets sein); ferner, zwei Wörter, sie mögen »dorthin« und »dieses« lauten (weil dies schon ungefähr ihren Zweck andeutet), sie werden in Verbindung mit einer zeigenden Handbewegung gebraucht; und endlich eine Anzahl von Farbmustern. A gibt einen Befehl von der Art: »d-Platte-dorthin«. Dabei läßt er den Gehilfen ein Farbmuster sehen, und beim Worte »dorthin« zeigt er an eine Stelle des Bauplatzes. B nimmt von dem Vorrat der Platten je eine von der Farbe des Musters für jeden Buchstaben des Alphabets bis zum »d« und bringt sie an den Ort, den A bezeichnet. - Bei anderen Gelegenheiten gibt A den Befehl: »dieses-dorthin«. Bei »dieses« zeigt er auf einen Baustein. Usw.

[In der Realität des muttersprachlichen Spracherwerbs geschieht die „Erweiterung“ der eigenen Sprache natürlich nicht durch das Aufstellen von Wortreihen, die sukzessive, womöglich „um ihrer selbst willen“, erweitert werden. Dieses technokratische und oberlehrerhafte Theoriekonstrukt verfehlt allzuvielen Stationen unseres muttersprachlichen Spracherwerbs. Allenfalls beim Erlernen einer sogenannten Fremdsprache kommen beim Erweitern des sogenannten Vokabel- und Grammatikschatzes derlei Aggregatverfahren zum Zuge.

„Wörterreihe“ ist eine Kategorie, die im System der Duden-Redaktion nur als Marginalie mitläuft. Keine Sprache ist ein Teich von Wörtern, aus dem der Eleve zunächst eine oder mehrere Reihen herausfischt, um danach weiterzusehen. Jeder Eleve ist von Anfang an auf die Bildung von Sätzen (zweck)gerichtet (nicht konditioniert, wie die abrichtenden Pädagogik annimmt), weil er in der Vermutung lebt, in seiner Welt könnte ein Sinn vieler Sinneinheiten existieren, die sprachlich auszudrücken lebensnotwendig sein könnte.

Ein seiner selbst gewisses Vermuten, denn es wird von keiner Reflexion angekränkt. Der Sprachgebrauch schon kleiner Kinder fließt bald wie aus eigener Quelle sprudelnd. Keines fragt sich, ob es soeben richtige Wortketten aus dem Ärmel geschüttelt hat.

Der formalistische Spracherweiterungsbegriff Wittgensteins verkuppelt ein paar Hauptwörter mit zwei Richtungswörtern räumlicher Natur, um eine Art von Urschema einer Sprachspielhandlung zu konstruieren.

Bezeichnenderweise fehlt die Riege der Zeitwörter, die nach gemeiner Dudenlogik auch in der deutschen Sprache das gemeinsame Handeln und Verstehen der Menschen *primär* ermöglicht.

Ws. Sprachbegriff kennt keinen begrifflich begründeten Unterschied der Wörterarten. Wenn aber dieser fundamentale Unterschied erst durch die Folge vieler Sprachexperimente („Nehmen wir an“, „stellen wir uns vor“ usf.) zustande kommen soll, fragt es sich, wie er mit den jeweils geltenden Wortqualitäten einer realen Sprache übereinstimmen soll können. Was jenseits der lebendigen Sprache über diese experimentell behauptet wird, kann immer nur sekundäre Geltungsbehauptungen, wenn überhaupt, erreichen und ermöglichen.

Daß sogenannte „Zeitwörter“, besser: originäre Tätigkeitswörter, „die Verbindung mit einer zeigenden Handbewegung“ früh schon kündigen, ist evident. Stell' diesen blauen Kübel neben die linke Tür: setz' diese Platte auf den rechten Sockel usf. Die bereits geklärte und verinnerlichte Mittel-Zweck-Beziehung, mit einem Wort: die Handlungsvernunft der Sprechenden, ist vorausgesetzt, um situationslogisch passende Wortketten sachadäquat einsetzen zu können.

Sprache als blanke Spielvernunft anzusetzen, die das Kausieren unserer Handlungsvernunft nur äußerlich an sich hätte, ist sprachsinwidrig. Jeder Satzbauplan der deutschen Sprache lehrt dies evident, und jede Dudenbehörde kann es durch sachadäquate Beispiele bestätigen.

Offenbar hielt sich W. für eine Art Kolumbus der Sprache und Sprachphilosophie. Ein Dünkel, der denen von Herder bis Humboldt wohl nicht im Traum eingefallen wäre. Die Strafe dieses falschen Traumes folgte auf dem Fuß: die Trivialität der Wittgensteinschen Sprache-Beispiele ist knöchern, staubtrocken, zum Abgewöhnen von Sprache und Sprachlernen.]

9. Wenn das Kind diese Sprache lernt, muß es die Reihe der ›Zahlwörter‹ a, b, c, ... auswendiglernen. Und es muß ihren Gebrauch lernen. - Wird in diesem Unterricht auch ein hinweisendes Lehren der Wörter vorkommen? - Nun, es wird z.B. auf Platten gewiesen und gezählt werden: »a, b, c Platten«. - Mehr Ähnlichkeit mit dem hinweisenden Lehren der Wörter »Würfel«, »Säule«, etc. hätte das hinweisende Lehren von Zahlwörtern, die nicht zum Zählen dienen, sondern zur Bezeichnung mit dem Auge erfassbarer Gruppen von Dingen. So lernen ja Kinder den Gebrauch der ersten fünf oder sechs Grundzahlwörter.

Wird auch »dorthin« und »dieses« hinweisend gelehrt? - Stell dir vor, wie man ihren Gebrauch etwa lehren könnte! Es wird dabei auf Orte und Dinge gezeigt werden, - aber hier geschieht ja dieses Zeigen auch im Gebrauch der Wörter und nicht nur beim Lernen des Gebrauchs. -

[Erst lange nach ihrer Kindheit beginnen Menschen mit dem Auswendiglernen algebraischer Symbolwörter, auch wenn diese nur Zahlen repräsentieren. Der Unterschied von a, b, c Platten hier und 1, 2, 3 Platten dort, ist willkürlich gewählt und gesetzt, er ist so kontingent wie der Geist der Beispiele von W. - Dieser Tatbestand führt auf ein grundsätzliches Problem jeder empirischen Sprachphilosophie: Sie muß Beispiele und deren Kurzerzählungen in den Rang von „Begriffen“ hochdenken, ein Versuch, der letztlich aus der Ideologie des Wiener Kreises folgt. Diese hatte ihre Mitglieder überzeugt: es gibt keine „synthetischen Urteile apriori.“

Eine Breitseite gegen Kant, die jedoch einen unheilbaren Kollateralschaden zur Folge hatte: Vernunft und Verstand des Menschen wurden aller Begriffe enthauptet, die nichtempirischen Ursprungs zu sein schienen oder zu sein behaupteten. Das empiristische Vorurteil durchdrang Philosophen und Wissenschaftler, die zugleich den nichtempirischen Status der fundamentalen mathematischen Begriffe durchaus nicht - wenigstens nicht offen - leugneten.

Denken und Meinen fallen auseinander, und der Versuch, durch Abertausend Beispiele (aus der Welt von Gebrauch und Praxis, Anwendung und experimentellen Kalkülen - „ich stelle mir vor“, oder „es sei“ oder „stell dir vor“ - usf.) die entstandene Lücke zu schließen, erinnert noch heute an das Hase-Igel-Verhältnis bei ihrem berühmten Wettlauf. Je mehr Beispiele angesammelt und interpretiert werden, umso näher und einholbarer scheint der gesuchte Begriff zu sein.

Ein weiterer Kollateralschaden der empiristischen Sprachphilosophie „von unten“ ist das betrübliche Faktum, daß wir genötigt werden, uns in x-beliebige Handlungsszenarien zu vertiefen, nicht wissend, ob nicht Hunderttausend andere, die vielleicht wichtiger oder passender, begriffsanaloger und überhaupt „begreifender“ sein könnten, vernachlässigt werden. Wir werden „abgerichtet“, dem Vortrag endloser der Beispiel-Narrative zu folgen. Das Schlichten von Platten ist nicht gerade eines der fundamentalen Güter und Zwecke des menschlichen Handelns.

W. scheint nicht einmal zu ahnen, was sich in Kindern ereignet, wenn sie den Sinn der Wörter „dieses“ und „dorthin“ durch den „Gebrauch“ dieser Wörter sprachkonform vollziehen: Grund: der Vollzug muß zuvor schon vernunft- und verstandeskonform sein. Anders taugt keine Sprache als Organ menschlicher Weltorientierung.]

10. Was bezeichnen nun die Wörter dieser Sprache? - Was sie bezeichnen, wie soll ich das zeigen, es sei denn in der Art ihres Gebrauchs? Und den haben wir ja beschrieben. Der Ausdruck »dieses Wort bezeichnet das« müßte also ein Teil dieser

Beschreibung werden. Oder: die Beschreibung soll auf die Form gebracht werden:
»Das Wort.... bezeichnet....«.

[Was etwas ist, werde durch den Gebrauch dieses Etwas begründet? Eine hohle Tautologie, in der das empiristische Vorurteil scheinbar triumphiert. Was ist eine musikalische Konsonanz? Was ist die Farbe Rot im Unterschied zu den anderen Farben. Was ist ein Hauptwort (im Unterschied) zu allen anderen Wortarten? Mit einem Wort: die Gebräuche allen Gebrauchs setzen schon voraus, was Wittgenstein durch deren beispielhafte Aufreihung erst mühsam einholen möchte.

Daher auch die unsinnige Forderung: eigentlich müßte jedes Wort einen Stempel mit sich führen, der uns die richtige Gebrauchsanweisung für das Wort mitteilt. Als wären Worte Artikel des Haushalts oder der Heimwerkerstube, die allerdings oft nicht nur rätselhaft aussehen, sondern auch einer präzisen Gebrauchsanleitung bedürfen. Ohne verständliche „Produkt-Philosophie“ ist das neueste Staubsaugermodell nicht gebrauchsfähig...]

Nun, man kann ja die Beschreibung des Gebrauchs des Wortes »Platte« dahin abkürzen, daß man sagt, dieses Wort bezeichne diesen Gegenstand. Das wird man tun, wenn es sich z.B. nurnmehr darum handelt, das Mißverständnis zu beseitigen, das Wort »Platte« beziehe sich auf die Bausteinform, die wir tatsächlich »Würfel« nennen, - die Art und Weise dieses »Bezugs« aber, d.h. der Gebrauch dieser Worte im übrigen, bekannt ist.

Und ebenso kann man sagen, die Zeichen »a«, »b«, etc. bezeichnen Zahlen; wenn dies etwa das Mißverständnis behebt, »a«, »b«, »c«, spielten in der Sprache die Rolle, die in Wirklichkeit »Würfel«, »Platte«, »Säule«, spielen. Und man kann auch sagen, »c« bezeichne diese Zahl und nicht jene; wenn damit etwa erklärt wird, die Buchstaben seien in der Reihenfolge a, b, c, d, etc. zu verwenden und nicht in der: a, b, d, c.

Aber dadurch, daß man so die Beschreibungen des Gebrauchs der Wörter einander anähneln, kann doch dieser Gebrauch nicht ähnlicher werden! Denn, wie wir sehen, ist er ganz und gar ungleichartig.

[Der Gebrauch soll so einheitlich wie nur möglich verlaufen: am besten („ideal“) wäre, dasselbe Wort immer nur auf eine und dieselbe Realität zu beziehen. Und um diesen Idealzustand von „Sprachgebrauch“ zu erreichen, sollten die Gebrauchsanweisungen der Worte (worin festgesetzt wird, was sie bedeuten, besser: bedeuten dürfen) immerhin einige Verweise auf ähnliche Realitäten und deren Worte enthalten, um „alle Mißverständnisse“ zu beseitigen. „Platte“ könnte eigentlich „Würfel“, a, b, c könnte eigentlich 1,2 3 bedeuten usf.

Doch am Ende seines Beispiele-Furors muß W. kleinbeigeben. Der Gebrauch will dem Abrichtungsversuch Wittgensteins nicht folgen: „Denn, wie wir sehen, ist der ganz und gar ungleichartig.“ Die Realität des wirklichen Sprachgebrauchs widerspricht dem empiristischen Gebrauchs-Postulat. Wodurch aber „sieht“ W. die Ungleichartigkeit („ganz und gar“) der realen Gebrauchsrealität? Durch nichts anderes als durch alltägliche Wahrnehmung seines eigenen alltäglichen Sprachgebrauchs.

Er muß bemerkt haben, daß sein eigener Gebrauch der Arsenale seiner Sprache frei, ungezwungen und gemäß einer durch keine Regel- oder Spieltheorie der Sprache einholbaren „Schlauheit“ des „Gebrauchs der Wörter“ erfolgt. Diesem offenbaren Geheimnis der Sprache (jeder Sprache im Gebrauch ihrer „native speaker“) versucht W. mit völlig untauglichen Mitteln auf die Schliche zu kommen.]

11. Denk an die Werkzeuge in einem Werkzeugkasten: es ist da ein Hammer, eine Zange, eine Säge, ein Schraubenzieher, ein Maßstab, ein Leimtopf, Leim, Nägel und Schrauben. - So verschieden die Funktionen dieser Gegenstände, so verschieden sind die Funktionen der Wörter. (Und es gibt Ähnlichkeiten hier und dort.)

Freilich, was uns verwirrt ist die Gleichförmigkeit ihrer Erscheinung, wenn die Wörter uns gesprochen, oder in der Schrift und im Druck entgegneten. Denn ihre Verwendung steht nicht so deutlich vor uns. Besonders nicht, wenn wir philosophieren!

[Immer tiefer verstrickt sich W. in seinem Beispiele-Dschungel. Er agiert wie jemand, der das Wesen der Tischsuppe vor ihm durch Eintauchen seiner Nase in deren Gerüche, Geschmacksnuancen und Ingredienzen ein für allemal ergründen möchte. Kein Wunder, daß diese Art des „Philosophierens“ an und in der Sprache so viele Nachahmer fand.

Sie hatten und haben dabei die Illusion, ganz nahe am Puls der Sprache zu sein, wie ein Parasit in den inneren Organen der Sprache zu hausen, im Inneren ihrer Gänge und Gebräuche präsent zu sein. Endlich nicht mehr „über“ der Sprache über die Sprache philosophieren, womöglich nach „metaphysischen“ Konzepten, die mit empirisch unbelegbaren Worten wie „transzendental“ oder „Begriff“ oder „Idee“ durch unbekannte Lüfte zu fliegen.

Endlich an der Geburt einer neuen Sprache arbeiten, die Wittgensteins kaum verborgenes Credo erfüllt: hätten wir Sprachen, deren Worte fähig wären, alle Funktionen der Dinge eindeutig auszudrücken, hätten wir eine durch sachliche Beobachtung gegründete Vernunftsprache. Weil wir diese nicht besitzen, betrügen uns die Worte schon durch ihre Gleichförmigkeit: so verschieden „Leimtopf, Leim, Nägel und Schrauben“ in der Realität sind, so eintönig und einförmig sind deren Wörter. Und wenn wir dann auch noch über die Realität unübersehbar vielfältiger Dinge zu philosophieren beginnen, kann uns der Schelm unserer Sprache nur Knüppel zwischen die Beine werfen.]

12. Wie wenn wir in den Führerstand einer Lokomotive schauen: da sind Handgriffe, die alle mehr oder weniger gleich aussehen. (Das ist begreiflich, denn sie sollen alle mit der Hand angefaßt werden.) Aber einer ist der Handgriff einer Kurbel, die kontinuierlich verstellt werden kann (sie reguliert die Öffnung eines Ventils); ein anderer ist der Handgriff eines Schalters, der nur zweierlei wirksame Stellungen hat, er ist

entweder umgelegt, oder aufgestellt; ein dritter ist der Griff eines Bremshebels, je stärker man zieht, desto stärker wird gebremst; ein vierter, der Handgriff einer Pumpe, er wirkt nur, solange er hin und her bewegt wird.

[Dieselbe Hand verwendet die verschiedensten Griffe zu überaus verschiedenen Handgriffen. Man bedenke: nur eine Hand und so viele Handgriffe! Ist das nicht verwirrend? W. bemerkt nicht die Ironie dieser entlarvenden Analogie seiner absurden Anklage: Denn in der Tat: Eine und dieselbe Vernunft verwendet abertausend Wörter und Sätze, um die verschiedensten und auch alle identischen Handlungen auszudrücken, und schafft dieses Wunder, ohne über eine ein-eindeutige Sprache zu verfügen. Wie ist dieses Mysterium möglich und wirklich? Sollte es womöglich sogar notwendig sein? Aus welchen Gründen? (Ein Königreich für Vernunftgründe...)]

13. Wenn wir sagen: »jedes Wort der Sprache bezeichnet etwas« so ist damit vorerst noch gar nichts gesagt; es sei denn, daß wir genau erklärten, welche Unterscheidung wir zu machen wünschen. (Es könnte ja sein, daß wir die Wörter der Sprache (8) von Wörtern ›ohne Bedeutung‹ unterscheiden wollten, wie sie in Gedichten Lewis Carroll's vorkommen, oder von Worten wie »juwiwallera« in einem Lied.)

[Welche Unterscheidung wünschte W. am „etwas“ des harmlosen Trivalsatzes „jedes Wort der Sprache bezeichnet etwas“ anzubringen? Um den angeblich „nichtssagenden“ Satz in einen bedeutungserfüllten und aussagekräftigen Satz zu verwandeln? Welche „genaue Erklärung“ sollten wir dem „etwas“ beifügen, etwa durch bestimmte andere Wörter oder bestimmte erklärende Sätze, um durch die Unbestimmtheit von „etwas“ nicht mehr beunruhigt zu werden?

Nicht nur „sehen alle Wörter gleich aus“, jetzt entdecken wir auch noch Hohlwörter in ihr, ungefähr wie ein Maurer, der bemerkt, daß er an einigen Stellen seiner fertiggestellten Mauer Hohlziegel eingebaut hat. Wann wird seine Mauer in sich zusammenstürzen?

Der Sturmflug der szientifischen Sprachphilosophie gegen Wörter der Unbestimmtheit läßt tief ihr einfältiges Bild von Sprache blicken: Die Sprache erlaubt sich offenbar den Luxus, nicht nur „etwas Bestimmtes“, sondern auch „etwas Unbestimmtes“ durch entsprechende Wörter zu bezeichnen.

Diesen (vorwissenschaftlichen) Geist wollte ihr auch Carnap austreiben, als er das Wort „Gott“ durch das Wort „babig“ ersetzte, um durch logisch gereinigte Sprache eine neue Art von Aufklärung durchzusetzen. („Die Überwindung der Metaphysik durch logische Analyse der Sprache.“) Ein sinnloses Nullwort (Gott) durch ein anderes sinnloses Nullwort bezeichnen: war das nicht der Gipfel der modernen europäischen Aufklärung?

Wenn W. Wörter wie »juwiwallera«, die doch deutlich zu erkennen geben, daß sie - sogar lautmalend - Kinderfreude ausdrücken, als bedeutungslose Wörter ausschließen möchte, wie zuchtmeisterlich reinigend müßte er sich

erst beim System der Interjektionswörter betätigen: Ah! und Oh! und Uh! oder auch Uff!, angeblich eines der beliebtesten Wörter in allen Indianersprachen. Wo blieb die genaue Erklärung derselben? Wußten die Indianermütter über deren „bestimmte“ Bedeutung genau Bescheid?]

14. Denke dir, jemand sagte: »Alle Werkzeuge dienen dazu, etwas zu modifizieren. So, der Hammer die Lage des Nagels, die Säge die Form des Bretts, etc.« - Und was modifiziert der Maßstab, der Leimtopf, die Nägel? - »Unser Wissen um die Länge eines Dings, die Temperatur des Leims, und die Festigkeit der Kiste.« - Wäre mit dieser Assimilation des Ausdrucks etwas gewonnen? –

[„Modifizieren“ ist fast so *unbestimmt allgemein* wie „etwas“; vielleicht etwas weniger unbestimmt als „etwas“, aber immer noch ungenau genug, um damit eine Sau sprachkritisch durch das Dorf zu treiben: Alle Wörter sind dazu da, um etwas zu bezeichnen. Nun lauft mal los...]

15. Am direktesten ist das Wort »bezeichnen« vielleicht da angewandt, wo das Zeichen auf dem Gegenstand steht, den es bezeichnet. Nimm an, die Werkzeuge, die A beim Bauen benützt, tragen gewisse Zeichen. Zeigt A dem Gehilfen ein solches Zeichen, so bringt dieser das Werkzeug, das mit dem Zeichen versehen ist.

So, und auf mehr oder weniger ähnliche Weise, bezeichnet ein Name ein Ding, und wird ein Name einem Ding gegeben. - Es wird sich oft nützlich erweisen, wenn wir uns beim Philosophieren sagen: Etwas benennen, das ist etwas Ähnliches, wie einem Ding ein Namenstäfelchen anheften.

[Was soll die klassische Unbestimmtheitsvokabel „vielleicht“, wenn es darum geht, dem Wort „bezeichnen“ eine geradezu magische Treffsicherheit zu attestieren? Kleben wir einen Zettel, der das Wort „Buch“ zeigt, auf ein reales Buch: ist dieses unmittelbar das Etwas zeigende Wort an „Direktheit“ noch zu überbieten? Warum folgen wir diesem „genialen“ Einfall dennoch nur in Ausnahmefällen? Weil wir uns in allen anderen Fällen der Lächerlichkeit preisgeben?

Die Einfalt des direkten Bezeichnens mag unschuldig sein, sie stürzt uns jedoch in die Anfangsklasse des Sprachelernens zurück. Wörter, durch einfache Buchstaben ersetzt und auf ihre Objekte direkt „draufgesetzt“, erhellen schlagend den Wunsch Wittgensteins, durch einen Geniestreich dem Geheimnis des Bezeichnens der Dinge durch Wörter auf die Spur zu kommen: A bezeichne Werkzeug X, B bezeichne Werkzeug Y usf. – Und ein für allemal wäre das Urbeispiel der Urbezeichnungssituation gefunden?

Wer möchte jetzt nochmals nachfragen: "So, und auf mehr oder weniger ähnliche Weise, bezeichnet ein Name ein Ding, und wird ein Name einem Ding gegeben." Und W. scheut sich nicht, auch für sein Philosophieren eine dicke Scheibe abzuschneiden: jeder neue Begriff erhalte ein neues „Namenstäfelchen.“ Eine erstaunliche Entdeckung: Kind und Philosoph sind sich näher, als dieser jemals seit Platon gedacht.]

16. Wie ist es mit den Farbmustern, die A dem B zeigt, - gehören sie zur Sprache? Nun, wie man will. Zur Wortsprache gehören sie nicht; aber wenn ich jemandem sage: »Sprich das Wort ›das‹ aus«, so wirst du doch dieses zweite » ›das‹ « auch noch zum Satz rechnen. Und doch spielt es eine ganz ähnliche Rolle, wie ein Farbmuster im Sprachspiel (8); es ist nämlich ein Muster dessen, was der Andre sagen soll.

[Es soll gleichgültig sein, ob Farbmuster zur Sprache oder zur vor-sprachlichen Realität gehören? Offenbar doch nicht, aber warum eigentlich nicht? Ohne ein Problem zu erkennen, springt W. zum nächsten Ast: Nicht das erste, nein nur das zweite „das“ soll ein mit dem Satz „Sprich das Wort ‚das‘ aus“ Befragter aussprechen. Wie unterscheidet sich das erste vom zweiten „das“?

Diese Frage müßte nach Wittgenstein, da er seine eigene Frage offenbar für sinnvoll hält, keine sinnlose Frage sein. Ist es aber doch, wenn wir dem Wort „das“ in der deutschen Wortsprache die Ehre eines allgemeinen Demonstrativpronomens zukommen lassen. Und dies ist in der deutschen Sprache offensichtlich der Fall. (Es war ein Schildbürgerstreich der deutschen Sprachbehörden, das plastische und unterscheidungskräftige *daß* durch das mit *das* verwechslungsähnliche *dass* zu ersetzen.)

Träumte W. von einer Sprache singulärer Einzelwörter? Wie könnte man eine Sprache dieses (degenerierten) Spleens jemals erlernen? Wie könnte überhaupt jemals eine Sprache aus Singularwörtern existieren – als vernünftige und verständige Sprache nämlich, die sich zu Vernunft- und Verstandeszwecken gebrauchen ließe? In allen Praxen, auch in allen möglichen und unmöglichen Theorien?]

Es ist das Natürlichste, und richtet am wenigsten Verwirrung an, wenn wir die Muster zu den Werkzeugen der Sprache rechnen. ((Bemerkung über das reflexive Fürwort »dieser Satz«.))

[Die heillose Verwirrung, die W. bereits angerichtet hat, ist nicht mehr zu beseitigen, am wenigsten dadurch, daß durch den „Mustergedanken“ der Gedanke *Ordnung* ins Sprachspiel gebracht wird. Neomythische Gleichsetzungen von Dingen und Wörtern sollten einem Philosophen nicht unterlaufen. Flugs „gehörten“ (!) dann gewisse Dinge (Werkzeuge, Farbmuster, warum nicht alle Dinge und alles Dasein überhaupt?) doch zur Sprache. Wir könnten uns mit Dingen über diese und auch über uns selbst unterhalten. - Die Maxime: der andere soll sagen, was Muster ist, beleidigt nicht nur den diesen, sondern auch jenen, der so fragt.]

17. Wir werden sagen können: in der Sprache (8) haben wir verschiedene Wortarten. Denn die Funktion des Wortes »Platte« und des Wortes »Würfel« sind einander ähnlicher als die von »Platte« und von »d«. Wie wir aber die Worte nach Arten zusammenfassen, wird vom Zweck der Einteilung abhängen, - und von unserer

Neigung. Denke an die verschiedenen Gesichtspunkte, nach denen man Werkzeuge in Werkzeugarten einteilen kann. Oder Schachfiguren in Figurenarten.

[Ein Beispiel eines Wortarten-Unterschiedes kann niemals den Grund der Existenz verschiedener Wortarten in allen Wortsprachen angeben, ganz abgesehen davon, daß Platte und Würfel zwei deutlich erkennbare Hauptwörter sind. Aber an dieser Stelle kann W. nicht umhin, Verstand und Vernunft zu Wort kommen lassen: das Zusammenfassen der Worte nach Arten hänge am Zweck der Einteilung.

Was also bezweckten unsere Urahn, als sie den großen Teich angeschwemmter Worte nach Arten aufteilten? W.: der Zweck der Einteilung, allerdings auch „unserer Neigung.“ Doch statt nun reale Zwecke zu nennen, die Menschen nötig(t)en, Sprache als diffizile Wortsprache zu organisieren, erscheint wieder das täuschende Bild von Werkzeugen und Schachfiguren.

W. sieht nicht, daß der Zweck nur dieser sein konnte: einem funktionierenden Sprachorganismus zweckdienliche Glieder zuzuführen. Wobei der Organismus nicht vor den Gliedern, die Glieder auch nicht vor dem Organismus existieren konnten. Also mußten beide durch eine gemeinsame Evolution entstehen. Und bestimmte Neigungen innerhalb einer Sprache sind leicht erklärbar: jeder Stamm (der Kelten, der Römer usf.) bevorzugte seine angestammten und keine fremdstämmigen Worte.

Für die heutige deutsche Sprache mag dies anders sein: Anglizismen wohin man blickt, - im 18. Jahrhundert waren es noch Französismen, die der deutschen Sprache zu schaffen machten. Bislang versucht Wittgenstein jeden Bezug auf die historischen Entwicklungen der Sprachen (der ausgestorbenen wie der noch lebenden) zu vermeiden. Zwar ist die Beschränkung auf eine oder einige wenige Nationalsprachen nicht zu bekritteln. Aber die beispielsweise wichtige Frage, wodurch sich um 2000 v. Chr. die germanischen Sprachen aus dem indoeuropäischen absonderten, ist für seinen ebenso abstrakten wie experimentellen Ansatz kein Thema.

Und andere Beispiele sind Legion: Das historisch sich ändernde System der Lautverschiebungen, das um 500 n. Chr. zu einer wanderungsbedingten Teilung in das Ost-, Nord- und Westgermanische führte, wird unter Sprachwissenschaftlern als Geburtsstunde der deutschen Sprache diskutiert. Die sogenannte zweite Lautverschiebung soll schließlich zur Bildung zahlloser Mundarten und zur Teilung des deutschen Sprachraumes in Niederdeutsch und Hochdeutsch geführt haben.

Allein die Frage, wie es zur Unterscheidung von starken und schwachen Verben kam, läßt sich nie und nimmer vom technokratischen Systemstandpunkt Wittgensteins, der sich noch dazu experimentell begründen möchte, beantworten. Sprachen in ihrer Geschichte spielen ganz andere „Spielchen“ als jene, die sich W. hochkonstruiert. Um den Prozess

der Sprachwerdung, der letztlich für alle sprachlichen „Einteilungsprinzipien“ verantwortlich ist, zu rekonstruieren, ist es völlig unsinnig, an die Einteilungsprinzipien heutiger Werkzeuge oder an die Muster von Schachfiguren zu denken.]

18. Daß die Sprachen (2) und (8) nur aus Befehlen bestehen, laß dich nicht stören. Willst du sagen, sie seien darum nicht vollständig, so frage dich, ob unsere Sprache vollständig ist; - ob sie es war, ehe ihr der chemische Symbolismus und die Infinitesimalnotation einverleibt wurden; denn dies sind, sozusagen, Vorstädte unserer Sprache. (Und mit wieviel Häusern, oder Strassen, fängt eine Stadt an, Stadt zu sein?) Unsere Sprache kann man ansehen als eine alte Stadt: Ein Gewinkel von Gässchen und Plätzen, alten und neuen Häusern, und Häusern mit Zubauten aus verschiedenen Zeiten; und dies umgeben von einer Menge neuer Vororte mit geraden und regelmässigen Strassen und mit einförmigen Häusern.

[Das Unvollständigkeitstheorem der Sprache könnte Wittgensteins sprachphilosophisches Hauptmotiv sein: Endlich eine vollständige Sprache mithilfe theoretischer Gedankenexperimente, mithilfe neuer Sprachspiele, durch unvorhersehbar neue Veränderungen des Wort- und Satzgebrauchs usf. durchsetzen.

Vor allem aber durch Integration aller Wissenschaften, deren „Sprachspiele“ nicht in die Gefilde wissenschaftlicher Sondersprachen für Experten abgleiten sollen: Ein scheinbar ehrenwertes Motiv und ein geradezu missionarischer Imperativ; aber zugleich die Naivität eines szientifischen Sprachphilosophen beweisend, der das sprachmoralische Sollen aller Wortsprachen nicht begriffen hat.

Warum sollen nur die Erweiterungen der Wissenschaften zum Erreichen der gesuchten vollständigen Sprache führen? Warum nicht auch die Früchte der Entwicklungen der Künste, der Religionen, von der Politik zu schweigen? Daß Wittgensteins Sprachdenken in kaum verhohlener Weise demagogisch ist, scheint evident zu sein: Wissenschaftler als neue Gesetzgeber des Sprachgebrauchs der Sprachen auf den Plan zu rufen, übersieht bereits die unübersehbare Fülle der Wissenschaften, es liefert sich -ahnungslos? - einem Moloch aus.

Sprachen müssen daher – prinzipiell - wissenschaftsfrei bleiben, weil sie menschlichen Gemeinschaften dienen sollen. Und diese setzen sich bekanntlich auch aus großen Mengen Nichtwissenschaftler zusammen. Nicht nur aus Wissenschaftler, die voneinander wenig oder nichts wissen.

Wittgensteins scheinobjektive, aber nur im Bild der Straßen und Häuser einer Stadt ausgesprochene Frage: mit wie vielen wissenschaftlich eindeutig geklärten Worten fängt eine Sprache an, eine Sprache zu sein? verkennt prinzipiell das Wesen und die Möglichkeiten von Sprache. Eine verbindliche Wortsprache muß zuerst und zuletzt als politisches Organ lebensfähiger

Kulturen und Gesellschaften existenzfähig sein und (so lange wie möglich) bleiben. Das Schicksal der Esperanto-Pseudosprache hätte W. eines Besseren belehren können.

In der modernen Demokratie wäre weder ein wissenschaftlich redender Adelsstand, noch einer von Künstlern, von Religionen, von Philosophen durchsetzbar. Und alter wie neuer Geldadel haben andere Sorgen und Freuden, als eine „vollständige Sprache“ zu fördern.

Auch das multikulturelle Sprachen-Babylon das sich mittlerweile im Vollzug des Clash of Civilizations in einigen Staaten Europas entwickelt, beweist die Unsinnigkeit des Projektes „vollständige Sprache.“ In Deutschland sieht man die deutsche Sprache an der Seite des „Grundgesetzes“, - diese beiden sollen leisten, was heftig gewünscht oder auch nur herbeigeredet wird: die Integration verschiedener Kulturen mitten im multikulturellen Europa.

Um den Zerfall in sogenannten Parallelkulturen aufzuhalten(dieser würde bereits einen gemeinsamen Schulunterricht unmöglich machen), wird das Erlernen der deutschen Sprache – auf verschiedenen Qualitätsstufen - zur obersten Pflicht erhoben. Aber können „Grundgesetz und Grundsprache“ die dekretierten Ziele erreichen, wenn Kulturen und Religionen nicht allein in dem aufgehen, was sie sprachlich in ihren „Sprachspielen“ erscheinen und kommunizieren lassen? (Islamische Kinderehen, um eines von vielen Beispielen zu nennen, bleiben „außen vor“, wie der erstaunte Deutsche heutzutage noch formuliert.)

Am aktuellen multikulturellen Sprachen-Babylon in Europa würde Wittgenstein wohl alle Lust vergehen, durch Sprachspiel-Experimente und Neubauung der vorhandenen deutschen Sprache (eine „alte Stadt“ mit „einförmigen Häusern“) das Projekt seiner „vollständigen Sprache“ weiterzuführen.]

19. Man kann sich leicht eine Sprache vorstellen, die nur aus Befehlen und Meldungen in der Schlacht besteht. - Oder eine Sprache, die nur aus Fragen besteht und einem Ausdruck der Bejahung und der Verneinung. Und unzählige Andere. - Und eine Sprache vorstellen heißt, sich eine Lebensform vorstellen.

[Was wir uns „leicht vorstellen“ können, sollte schon deshalb weder ein Motiv für Philosophen noch für Wissenschaftler sein, - in keinem Gebiet möglichen Wissens. Falls W. seine Frage aber nur rhetorisch meinte, um insgeheim das Gegenteil zu meinen: das Vorgestellte des leichten Vorstellens führe uns auf tiefe Fragen und Antworten, müßte die überraschende Wende im Vollzug der Ausführung des leichten Vorstellens wie eine Erleuchtung erscheinen. Erscheint sie nicht, haben wir einem leeren Sprachspiel beigewohnt.

Indem sich W. „unzählige“ Sondersprachen vorstellt, die jede ihren besondern Tick und Wahn alias „Leben“ verfolgen: etwa: nur Fragen; nur simple Ja-Nein-Antworten; nur Befehle und Schlachtmeldungen usf., sollen als eine Art Sprachwunder erscheinen: als „eine Lebensform.“ Unwillkürlich denken wir jetzt an die Sprache der Pferde und deren Lebensform, die ihnen ermöglichen könnte, Menschen als Haustiere zu züchten und als Sklaven zu halten. (Gullivers Reisen zu den Houyhnhnms.)

Mit einem Wort: W. bedenkt nicht die Weite und Tiefe des Abgrunds, die seine leicht vorgestellten (Sonder)Sprachen von angeblich leicht vorstellbaren Lebensformen trennt. Er hätte nur die Entdecker und Erforscher indigener Sprachen in abgelegenen Erdteilen befragen müssen, um sich an deren oft jahrzehntelangen Mühen und lebensgefährlichen Forschungsreisen eines Besseren belehren zu lassen.

Selbst viele Eskimo-Sätze, übersetzt und angelernt, offenbaren uns nur wenig über die Lebensform(en) der Eskimos. „Lebensform“ wird leicht zu einer Hohlform von Kategorie, sie täuscht nur vor, daß der Sprachdenker aus der Welt der Worte in die Welt der Wirklichkeit gewechselt habe.

Wittgensteins Methode des „leichten Vorstellens“ entspricht, daß er von (Kapitel)Punkt zu Punkt, (die wohl deshalb nummeriert werden, um wenigstens eine minimale Übersicht zu gewinnen), von einem Einfall zu nächsten springt, gleichsam von jedem nur möglichen zu einem anderen Einfall, der gleichfalls möglich ist. Diese (künstliche) „Lebensform“ wird jeden, der sich an den Früchten einer herumspringenden Phantasie labt, durchaus ergötzen. Leeren Sprachspielen konvergieren leere Gedankenspiele. Dagegen ist jedes Schachspiel, das sich an die königlichen Regeln hält, eine wahre Analogie von wirklicher Philosophie. Argument kreuzt sich mit Argument.]

Wie ist es aber: Ist der Ruf »Platte!« im Beispiel (2) ein Satz oder ein Wort? - Wenn ein Wort, so hat es doch nicht dieselbe Bedeutung wie das gleichlautende unserer gewöhnlichen Sprache, denn im § 2 ist es ja ein Ruf. Wenn aber ein Satz, so ist es doch nicht der elliptische Satz »Platte!« unserer Sprache. - Was die erste Frage anbelangt, so kannst du »Platte!« ein Wort, und auch einen Satz nennen; vielleicht treffend einen »degenerierten Satz« (wie man von einer degenerierten Hyperbel spricht), und zwar ist es eben unser »elliptischer« Satz. - Aber der ist doch nur eine verkürzte Form des Satzes »Bring mir eine Platte!« und diesen Satz gibt es doch in Beispiel (2) nicht. –

[Nun stößt W. immerhin auf eine reale Merkwürdigkeit wohl jeder Wortsprache: Einzelwörter können Sätze repräsentieren. Zugleich damit entdeckt er das Phänomen, daß die Sprache auch völlig belanglose (bedeutungslose) Bedeutungsunterschiede generiert. Dies möchte er am

liebsten beseitigt sehen, weil es in seine fixe Vorstellung von „vollständiger Sprache“ nicht paßt.

Wie zur Strafe muß er extrem sinnschwache Anfragen an einzelne Wörter durchdeklinieren: Satz? oder degenerierter Satz? oder elliptischer Satz? oder „doch nur eine verkürzte Form“ des Satzes: „Bring mir die Platte“? Unwillkürlich denkt sich der kaum noch geneigte Leser: „Deine Sorgen möchte ich haben.“]

Aber warum sollte ich nicht, umgekehrt, den Satz »Bring mir eine Platte!« eine Verlängerung des Satzes »Platte!« nennen? - Weil der, der »Platte!« ruft, eigentlich meint: »Bring mir eine Platte!«. - Aber wie machst du das, dies meinen, während du »Platte!« sagst? Sprichst du dir inwendig den unverkürzten Satz vor? Und warum soll ich, um zu sagen, was Einer mit dem Ruf »Platte!« meint, diesen Ausdruck in einen andern übersetzen? Und wenn sie das Gleiche bedeuten, - warum soll ich nicht sagen: »wenn er ›Platte!‹ sagt, meint er ›Platte!‹«? Oder: warum sollst du nicht »Platte!« meinen können, wenn du »Bring mir die Platte!« meinen kannst? - Aber wenn ich »Platte!« rufe, so will ich doch, er soll mir eine Platte bringen! - Gewiß, aber besteht ›dies wollen‹ darin, daß du in irgend einer Form einen andern Satz denkst als den, den du sagst? –

[Beim Lesen dieser Thesen und Fragen (Antworten wären überflüssig) fragt man sich unwillkürlich: war W. in seiner Muttersprache ein Fremdling, ein Weithergereister oder nur ein selbsternannter Parzival? Ein Autodidakt, dem es gelang, künstliche Äpfel für natürliche zu verkaufen?

Abgrundtief lächerliche Fragen wie: ob der, der „Platte“ ruft, eigentlich meine: „Bring mir eine Platte!“ sind keine vernünftigen Sesam-Öffner für die Vernunftfrage, wie sich Sagen und Meinen bei jedem gesprochenen (gelesenen und geschriebenen) Satz verhalten. Ein Blick in Hegels Phänomenologie befreit uns von Wittgensteins Beispielswahn.

Karl Valentin hat jede Menge Sketches komponiert, die unsere Alltagssprache durch simple Fallen ins Torkeln bringen. Man muß nur zur falschen Zeit die Gelegenheit packen, eine falsche Selbstreflexion ins alltägliche Spiel der Worte einzufügen und des Lachens ist kein Ende. Was mag mein Ruf „Platte“ in dir auslösen, „du Platte?“

Kurz: totaler Szientifismus (bei W. unter dem Deckmantel unerschöpflicher Beispieleexperimente) auf alltägliches Sprechen angewandt, führt zu einer Sprachspielphilosophie, die noch dem erfahrensten Irrenarzt einen bunten Strauss neuer Rätsel bescheren könnte.]

20. Aber wenn nun Einer sagt »Bring mir eine Platte!«, so scheint es ja jetzt, als könnte er diesen Ausdruck als ein langes Wort meinen: entsprechend nämlich dem einen Worte »Platte!«. - Kann man ihn also einmal als ein Wort, einmal als vier Wörter

meinen? Und wie meint man ihn gewöhnlich? - Ich glaube, wir werden geneigt sein, zu sagen: Wir meinen den Satz als einen von vier Wörtern, wenn wir ihn im Gegensatz zu andern Sätzen gebrauchen, wie »Reich mir eine Platte zu«, »Bring ihm eine Platte«, »Bring zwei Platten«, etc.; also im Gegensatz zu Sätzen, welche die Wörter unseres Befehls in andern Verbindungen enthalten. - Aber worin besteht es, einen Satz im Gegensatz zu andern Sätzen gebrauchen? Schweben einem dabei etwa diese Sätze vor? Und alle? Und während man den einen Satz sagt, oder vor-, oder nachher? - Nein!

[Wittgenstein wühlt in seinem „offenen System“ von falsch gestellten Fragen. Was soll ein Satz sein, dessen Gebrauch in einem „Gegensatz zu anderen Sätzen“ steht? Hatte Wittgenstein bei dieser Frage wenigstens eine Minimalvorstellung der Kategorie „Gegensatz“ vor Augen? Soll's ein kontradiktorischer oder konträrer, oder soll's eine experimentell erdachte Variante von „Gegensatz“ sein? Lauter Fragen, auf die sich durch Erklärungen mittels Beispiels-Narrativen keine Antwort finden läßt. Denn diese setzen immer schon irgendeine, scheinbar nach Belieben wählbare Variante von Gegensatz voraus.)

Daher hilft auch ein (scheinbar?) verzweifelter Hilferuf an die blind vorausgesetzte Alltagsnorm keineswegs: „Wie meinen wir einen Satz von vier Wörtern“ im Gegensatz von einem mit drei, fünf usw. Wörtern? „Und wie meint man ihn gewöhnlich?“ Man bedenke, was zur Diskussion steht: der Befehlssatz „Bring mir eine Platte!“ Sprachphilosophie ohne Philosophie führt zu absurden „Gegensätzen“, „Fragen“ und „Urteilen.“ Eine Bankrotterklärung von Vernunft und Verstand.

Und dennoch läßt sich unsere Vernunft nicht gänzlich ausrotten: Denn die Frage, wie uns bei einem Satz, den wir in unserer Muttersprache (als deren Alltagsvirtuosen) formulieren, zugleich, aber offenbar unbewußt, andere Sätze, egal ob als Satzbaupläne oder als Musterbeispiele, „vorschweben“, ist eine ins Zentrum des lebendigen Sprachbewußtseins führende Frage.

Obwohl das Wort „vorschweben“, der banalen Umgangssprache entnommen, noch mehrmals „hinterfragt“ werden müßte, um in seinen kategorialen Grund eindringen zu können. Doch W. kennt das „Hinterfragen“ nur in Gestalt immer anderer Beispielsexperimente, er gleicht dem Zauberlehrling, der von einem zum nächsten Zaubertopf eilt, um dem Geheimnis von Sprache und Sprachgebrauch auf den Geschmack zu kommen.

„Nein“ antwortet Wittgensteins entschiedenes Urteil: sie schweben und nicht vor, woraus (beim ihm) das kategorische Urteil folgt, „nicht alle Sätze schweben uns vor“, wenn wir einen Satz äußern. (Gott sei Dank, muß man freudig ergänzen; schwebten uns nämlich zu viele andere vor, wären wir unfähig, unseren momentan „geplanten“ Satz auszusprechen.)

Wo aber bleibt sein Beweisgrund für diesen Satz, für dieses Urteil? „Das versteht sich doch von selbst“, würde W. auf diese Frage vermutlich antworten. Nicht ahnend, daß er damit ein sprachliches Vernunftproblem übersprungen hat: Er ist unwillens zwischen „gleichzeitigem Vorstellen“ in actu und sprachlichem Vorstellen in potentia realis zu unterscheiden. Zwei Arten von „Vorschweben“, deren Begriff zu klären wäre.

In der Vollzugswirklichkeit des Sprechens müssen alle andere Sätze ausgeschlossen sein (nicht einmal das Multitask-Talent Napoleon sprach in mehreren Sätzen zu gleicher Zeit.) Aber in der Möglichkeitswirklichkeit von Sprache und Sprechen müssen gleichsam alle anderen in unserem Gedächtnisspeicher abrufbar präsent sein, anders wäre die Wirklichkeit von „Native Speakern“ nur ein Gerücht, von Sprachmetaphysikern erfunden, um die Aufklärungsarbeit der sprachanalytischen Philosophen zu behindern.]

Wenn auch so eine Erklärung einige Versuchung für uns hat, so brauchen wir doch nur einen Augenblick zu bedenken, was wirklich geschieht, um zu sehen, daß wir hier auf falschem Weg sind. Wir sagen, wir gebrauchen den Befehl im Gegensatz zu andern Sätzen, weil unsere Sprache die Möglichkeit dieser andern Sätze enthält. Wer unsere Sprache nicht versteht, ein Ausländer, der öfter gehört hätte, wie jemand den Befehl gibt »Bring mir eine Platte!«, könnte der Meinung sein, diese ganze Lautreihe sei ein Wort und entspräche etwa dem Wort für »Baustein« in seiner Sprache. Wenn er selbst dann diesen Befehl gegeben hätte, würde er ihn vielleicht anders aussprechen, und wir würden sagen: Er spricht ihn so sonderbar aus, weil er ihn für ein Wort hält. - Aber geht also nicht, wenn er ihn ausspricht, eben auch etwas anderes in ihm vor, - dem entsprechend, daß er den Satz als ein Wort auffaßt? –

[Generell gilt natürlich: Wenn es möglich wäre, daß wir durch Augenblicksgedanken erkennen könnten, „was wirklich geschieht“, wären alle Menschen Wissenschaftler und Philosophen zugleich. Aber W. meint nur einen Hier- und Jetztfall, über den wir schon wissen, was er ist und wie er geschieht; und von diesem auf andere Fälle zu schließen, ist allerdings einer Augenblickserleuchtung zugänglich.

Ein Ausländer, der unseren Vier-Worte-Satz nicht versteht, kann auch unseren (deutschsprachigen) Befehl nicht ausführen, - dies verstehen wir „augenblicklich“ durch einen logischen Schluß, der uns ermöglicht, das negative Verhältnis verschiedener Sprachen zu erkennen. Eine noch ziemlich unbestimmte Bestimmtheit, die „augenblicklich“ erkannt wurde.

Weiters ist es keineswegs ein Einzelsatz, der die Möglichkeit anderer Sätze enthält, es ist allein die Sprache als organisches Gesamtsystem, das andere und sogar alle anderen Sätze enthält. Auch solche, die – in der gegebenen Sprache - noch niemals ausgesprochen wurden.

Was aber in einem Ausländer vorgeht, wenn er einen Satz unserer Sprache mißversteht und falsch in seine Sprache übersetzt, (er hält unseren glorreichen Befehlssatz für *ein* Wort in seiner Sprache) ist keineswegs augenblicklich erkennbar. Zwar erkennen wir, daß er sich geirrt und

andeutungsweise auch, worin er sich geirrt hat, aber die genauen Umstände des Mißverstehens in diesem irredenden Ausländer: wer mag sie jemals *wirklich* erkennen?

(Führt also auf die Frage: wie unterscheiden und begründen wir wirkliche Erkenntnis von bloß experimentell erfundener Erkenntnis. Und wie sollen wir einen Sprachphilosophen beurteilen, den diese fundamentale Frage offensichtlich nicht erreicht und nicht berührt hat?)

Zwar gibt es auch Arten von Mißverständnissen, aber kein diesbezügliches Beispiel erklärt durch sich, welcher Art es angehört, unter welche es zu subsumieren ist. Wittgensteins Sprach-Nominalismus zwingt ihn, jedes Sprachproblem auf einen empirischen Null-Fall „herunterzuberechnen“, - der Gekünsteltheit des Problems entspricht die Gekünsteltheit der Erörterung, die nicht augenblicklich, sondern nur unter einem gewissen Zeitaufwand vollziehbar ist.]

Es kann das Gleiche in ihm vorgehen, oder auch anderes.

[Welches Gleiche, welches Andere? Ein zufällig Gleiches, ein zufällig Anderes?]

Was geht denn in dir vor, wenn du so einen Befehl gibst; bist du dir bewußt, daß er aus vier Wörtern besteht, während du ihn aussprichst? Freilich, du beherrschst diese Sprache - in der es auch jene andern Sätze gibt - aber ist dieses Beherrschen etwas, was ›geschieht‹, während du den Satz aussprichst? –

[Existiert irgendwo ein vernünftiger Mensch, der seinen Sätzen die Anzahl ihrer Worte ablauschen möchte? Auf derlei absurde Fragen kann nur jemand kommen, mit dem der experimentell fragende Theoriegaul durchgegangen ist. - Daß W. seine Leser mit „du“ anspricht, könnte hingegen auf das Schuldkonto des Verlags gehen: Wittgensteins langjähriger Gebrauch des Englischen ist dem Lektor, (vielleicht des deutschen Verlags, der übersetzerisch schlampete) entgangen. Ein hübsches „Fallbeispiel“ des Nichtbeherrschens der offiziellen Verlagssprache. Aber wozu die Aufregung, - in hundert Jahren könnte Denglish zur führenden europäischen Umgangssprache aufgestiegen sein, gleichgültig ob die EU in Europa überlebt oder nicht.

Wittgensteins sinnbefreite Fragen zum „Beherrschen“ der Muttersprache erwecken einen naheliegenden Verdacht: Hat er jemals ein Instrument gespielt? Falls doch, wüßte er aus praktischer Erfahrung, daß das Nicht-mehr-Wissen-Müssen das Herzstück jedes wahren und selbstbewußten Könnens ausmacht. Ohne Vergessen des Theoretischen und ohnehin aller belanglosen quantitativen Beigaben (wie viele Worte haben unsere Sätze?) ist kein gelingender Vollzug, kein reibungsloses Musizieren möglich.

Aber schon das Rechnen, Schreiben und Lesen, Fertigkeiten, die der Volksschullehrer Wittgenstein seinen Schulkindern beizubringen hatte, (ob als Zuchtmeister oder nicht), hätten ihn über das Wesen und die Substanz des „Beherrschens“ aller sogenannten „Kulturtechniken“ des modernen Menschen ultimativ belehren müssen.

In Zirkus, Kabarett und gewissen Unterhaltungsshows „für die ganze Familie“ wären allerdings Sprecher mit virtuoser Selbstdressur möglich, die auch bei langen Sätzen anzugeben wüßten, wie viele Worte ihre Sätze vom Stapel gelassen haben. Zweck der Übung: das bewundernde Gaudium eines Publikums, das verlernt hat, sich seiner Infantilität zu genießen.]

Und ich habe ja zugegeben: der Fremde wird den Satz, den er anders auffaßt, wahrscheinlich anders aussprechen; aber, was wir die falsche Auffassung nennen, muß nicht in irgend etwas liegen, was das Aussprechen des Befehls begleitet.

[Also „muß“ das falsche Auffassen fraglicher Sätze worin liegen? - Sollte W. nicht einmal über primitive Begriffe von Sprachrichtigkeit verfügt haben? Weil diese eine Normativität von Sprache und Sprachgebrauch voraussetzen, die seiner experimentellen Sprachphilosophie nicht ins Gehege paßten? Einerseits setzt W. sogar ein richtiges Aussprechen der Sätze durch Native Speaker voraus, andererseits möchte er diese Richtigkeit durch ein „anderes Aussprechen“ vergleichültigen.]

›Elliptisch‹ ist der Satz nicht, weil er etwas ausläßt, was wir meinen, wenn wir ihn aussprechen, sondern weil er gekürzt ist - im Vergleich mit einem bestimmten Vorbild unserer Grammatik. - Man könnte hier freilich den Einwand machen: »Du gibst zu, daß der verkürzte und der unverkürzte Satz den gleichen Sinn haben. - Welchen Sinn haben sie also? Gibt es denn für diesen Sinn nicht einen Wortausdruck?« - Aber besteht der gleiche Sinn der Sätze nicht in ihrer gleichen Verwendung - (Im Russischen heißt es »Stein rot« statt »der Stein ist rot«; geht ihnen die Kopula im Sinn ab, oder denken sie sich die Kopula dazu?)

[Ein Beispiel erlesener Verwirrung ist der Satz: „›Elliptisch‹ ist der Satz nicht, weil er etwas ausläßt, was wir meinen, wenn wir ihn aussprechen, sondern weil er gekürzt ist - im Vergleich mit einem bestimmten Vorbild unserer Grammatik.“

Will dieser Satz mit Absicht verwirren, oder ist er verwirrt, weil der Verfasser, der ihn formulierte, verwirrten Gedanken folgte? Bei (vernünftigem) Licht besehen, ist diese Alternative ist ziemlich gleichgültig, weil letztlich doch nur *ein* Kriterium über Sinn und Unsinn von Sätzen entscheidet: wie verstehen wir Sätze, die verwirrt zu sein scheinen, gleichgültig ob absichtlich oder unabsichtlich?

(Selbstverständlich gilt die Übersetzer-Unschuldsvermutung auch für diesen verworrenen Satz: W. könnte es anders gemeint haben, als sein Übersetzer glaubte, daß W. seinen Satz gemeint habe.)

Beginn und Ende des Satzes behaupten, was kein Vernünftiger bestreiten wird: Elliptische Sätze sind Sätze, „die etwas auslassen“, oder in anderer „Ausprache“: die Sätze kürzen, obwohl dies, nach einem „bestimmten Vorbild unserer Grammatik“, nicht geschehen sollte. (W. erdenkt sich einen künstlichen Feind.) Allerdings gilt auch, was W. übersehen hat: dürften wir in Ausnahmefällen nicht kürzen, wüßten wir nichts von existierenden Satzellipsen.

In Wittgensteins Wirt-Satz vernehmen wir en passant die kaum überhörbare unterschwellige Anfrage: warum sollen wir gewissen „Vorbildern unserer Grammatik“ folgen? Warum sollte der mündige Mensch nicht ein Recht auf eigene Grammatik haben? So fragen bekanntlich Gymnasiasten, die sich (noch) für Revolutionäre halten.

Die Satzgroteske Wittgensteins besteht darin, daß Anfang und Ende des Satzes etwas sozusagen „Stinknormales“ feststellen, während die Satzmitte dem Sinn des ganzen Satzes ein Bein stellt. W. verwechselt zwei logische Ebenen von Sprache und Sprachgebrauch und bringt sie fahrlässig durcheinander. Denn die Frage, ob gekürzt oder nicht, hat mit der Frage, ob so gemeint wie ausgesagt, nichts gemeinsam.

Sowohl Sätze, in denen Meinung und Aussage übereinstimmen, wie auch deren Gegen-Sätze (!), in denen sie nicht übereinstimmen (bestimmte Satzarten der Verstellung, der Lüge, der Hinterlist usf.) können gekürzt oder ungekürzt, im Vergleich: als Ellipse oder als Kreis erscheinen. Beide Musterkreise des Grammatikvorbildes dürfen zu Ellipsen gebogen werden. (Der moralische Spruchsatz: „Lügen haben kurze Beine“, hat kein Ellipsenproblem.)

Gegen das Nullproblem von Ellipse, Allusion usf. der normalen Wortsprache ist aber das Problem, wie sich Meinen und Sagen in und jenseits der Sprache zu einander verhalten, eine der tiefsten Fragen im weiten Feld von Sprache und Sprachgebrauch. In und jenseits: weil keine Sprache vernunftfähig existiert, die nicht auf ein Handeln abzielt: Sprechen selbst ist ein theoretisches Handeln von eigener Praxiswürde und -verantwortung. Wer mit seinen Meinungen nur spielt, weil er meint, seine Sprache erlaube ihm allenthalben Sprachspiele, hat weder den Sinn von freier Meinung noch den von freier Sprache verstanden.

Von ähnlich (schwachem) Niveau sind die anschließenden Vexierfragen. *Wenn* ein elliptischer und ein nichtelliptischer Satz den gleichen Sinn haben (wann, wo und wie hat W. die Kategorie „Sinn“ in sein sprachphilosophisches Repertoire – definitivisch - aufgenommen?) *dann* könnte dieser Sinn durch „einen Wortausdruck“ erfaßt werden. Zynisch könnte man bestätigen: wie doch auch das Wort „Sinn“ den Sinn von Sinn ausdrückt.

Zwar ist es unlauter, wenn W. plötzlich zwei verschiedene Sprachen ins Spiel bringt, um seine „Sinnfrage“ durch Vergleich eines elliptischen mit einem nichtelliptischen Satz zu erläutern, aber sei's drum. Es sei also (zu Experimentalzwecken erlaubt zu sagen:) „Stein rot“; und dieser – nach normativer deutscher Grammatik - „korrumpierte Satz“ wäre als Ellipse des Normalsatzes „der Stein ist rot“ aufzufassen. (im Deutschen bekanntlich ein Ding der Unmöglichkeit; fehlt die Kopula, fehlt der Satz.)

Aber W. plagen plötzlich russische Sorgen: wie verstehen deren Native-Speaker ihre Sätze, wenn sie so frei oder schlampig sein dürfen, die Kopula, die zur Sinnprägung deutscher Subjekt-Prädikat-Sätze unersetzlich ist, wegzulassen?

W. erlaubt sich mehrfache „Ellipsen“, - allerdings auf der Ebene der Bedeutungen (der Wörter und Sätze), nicht auf der Ebene der grammatikalischen Vollständigkeit normaler Sätze. Und die Frage, ob dies mit Absicht geschah oder ob der Denker W. gewohnt war, auf glitschigem Terrain einen aufrecht Gehenden vorzutäuschen, ist keine Frage von nachhaltigem Interesse. Die Geschichte der Sophisten aller Zeiten ist deren eigene Geschichte.

Humboldts Leidenschaft, an fremden Sprachen, auch archaischen, sonderbare Satzitten ausfindig zu machen, miteinander zu vergleichen, und von diesen Vergleichen auf die Unterschiede der Kulturen jener Sprachen zurückschießen, hat mit Wittgensteins Art, Sprache auf „Vorbild-Grammatiken“ abzuklopfen, wenig gemeinsam. Auf den absurden Gedanken, Sprachen als Sprachspiele zu deuten, wäre Humboldts Deutungsingenium wohl nie gekommen.]

21. Denke dir ein Sprachspiel, in welchem B dem A auf dessen Frage die Anzahl der Platten, oder Würfel in einem Stoß meldet, oder die Farben und Formen der Bausteine, die dort und dort liegen. - So eine Meldung könnte also lauten: »Fünf Platten«. Was ist nun der Unterschied zwischen der Meldung, oder Behauptung, »Fünf Platten« und dem Befehl »Fünf Platten!«? - Nun, die Rolle, die das Aussprechen dieser Worte im Sprachspiel spielt. Aber es wird wohl auch der Ton, in dem sie ausgesprochen werden, ein anderer sein, und die Miene, und noch manches andere.

[Wittgensteins Manie, von einem selbsterfundenen Sprachspiel zum nächsten zu eilen, verhindert ihn, auch die interessantesten sprachlichen Fragen, die dabei aufgeworfen werden, näher zu erörtern. Für seine Art des fragmentierten Sprachphilosophierens scheint das Prinzip zu gelten: „wie begonnen, so zerronnen.“

Beispielsweise wären die Differenz und Einheit von Meinen und Sagen, die die deutsche Sprache ihren „Gebrauchern“ bietet, durchaus relevant, schon weil viele fundamentale Bereiche der moralischen Vernunft ohne Sprache nicht kommunizierbar sind. Selbst noch die Frage nach möglichen (und

unmöglichen) Ellipsen oder Allusionen wäre interessant, ohnehin in einer Zeit, wo die Analphabetisierung der Bevölkerung durch massenhaften Einsatz von Stummelsätzen (Nachrichten leicht: Sprachstufe B1, Nachrichten leichter: Sprachstufe A2) epidemisch voranschreitet.

Allerdings könnten durch die Epidemie des Genderismus schon in naher Zukunft ganz andere („Vorbild“-) Grammatiken der deutschen Sprache nötig werden. - Die Frage: welche Allusionen sind unmittelbar (durch sich selbst) verständlich, welche bedürfen begleitender Erklärungen, ließe tief in die Reichweiten und Grenzen der deutschen Sprache von heute blicken. Stattdessen: ein endloses Erfinden immer neuer Sprachspielfragen.]

Aber wir können uns auch denken, daß der Ton der gleiche ist, - denn ein Befehl und eine Meldung können in mancherlei Ton ausgesprochen werden und mit mancherlei Miene - und daß der Unterschied allein in der Verwendung liegt. (Freilich könnten wir auch die Worte »Behauptung« und »Befehl« zur Bezeichnung einer grammatischen Satzform und eines Tonfalls gebrauchen; wie wir ja »Ist das Wetter heute nicht herrlich?« eine Frage nennen, obwohl sie als Behauptung verwendet wird.) Wir könnten uns eine Sprache denken, in der alle Behauptungen die Form und den Ton rhetorischer Fragen hätten; oder jeder Befehl die Form der Frage: »Möchtest du das tun?« Man wird dann vielleicht sagen: »Was er sagt, hat die Form der Frage, ist aber wirklich ein Befehl« - d.h., hat die Funktion des Befehls in der Praxis der Sprache. (Ähnlich sagt man »Du wirst das tun«, nicht als Prophezeiung, sondern als Befehl. Was macht es zu dem einen, was zu dem andern?)

[Im Grunde genommen ist es gleichgültig, was wir uns bei aktuellen Sprechereignissen „denken können.“ Das Denken des Menschen ist trotz vermeintlicher Grammatik-Grenzen frei, wofür Wittgensteins unerschöpfliche Sprachspiel-Philosophie den besten Beweis liefert.

Wesentlich und nichtbeliebig wäre die Frage, *was und wie* wir denken *müssen*, wenn wir unsere Sprache als Ort eines gemeinsamen Verstehens und Handelns nicht verlieren wollen? Nicht, wie wir etwas mit „mancherlei Ton“ und mit „mancherlei Miene“ aussprechen, ist sprachrelevant, sondern was wir aussprechen, auch wenn jeder Sprechende seine Sätze mit anderen Akzentuierungen, anderen Mienen und Gesten begleitet. W. hat ein Talent, stets nur die Nebengeleise am Bahnhof der Sprache zu befahren.

„Verwendung“ ist Gebrauchsdenken katexochen („schlechtweg“ im Slang Wittgensteins): Sprache sei ein Gebrauchsmittel unter anderen. – Wie drückt sich der sinnvolle Unterschied von „Behauptung“ und „Befehl“ mit den Mitteln der Sprache aus? Eine typische Wittgensteinfrage, die uns zwingen möchte, über Sekundäres tief und gründlich nachzudenken, obwohl sie nur wie ein Spielstein über die Oberfläche der Sprache geworfen wird.

Vernünftige Sprachverwender haben als vernünftige Sprachversther kein Problem, den epochemachenden Satz „Ist das Wetter heute nicht herrlich“

sowohl als Behauptung wie auch als Bitte um Zustimmung und insofern als freundlichen Halbbefehl zu verstehen. Wittgensteins Bitte um eine Sprache, die mit algebraischer Eindeutigkeit alle Satzarten der Wortsprache in Einfür-allemal-Schubladen stecken möchte, ist abwegig, weil sprachfremd. Woher kommt seine Entfremdung von der deutschen (oder auch der englischen) Sprache? (Liegt ihr eine Entfremdung von der Philosophie voraus?)

Warum hat er ein Problem mit der Tatsache, daß zwischen allen Satzarten normaler Wortsprachen unendliche Abschattungen und Übergänge möglich sind? Eine Vielfalt, die durch keinen noch so umfangreichen Beispiele-Pool jemals auszuschöpfen ist.

Behauptungs-, Befehls-, Bitt-, Dank-, Frage-, Antwortsätze, auch rhetorische und prophetische Sätze usf. usw. - sollten wir nicht auch Smalltalk-Sätze in die ehrenwerte Liste aufnehmen, nachdem wir im Zeitalter permanenter Talkshows angekommen sind? Deren Heraufdämmern hinter dem Horizont der Zukunft könnte Wittgenstein am Radio bereits erlebt haben. Daß aber das „Behaupten“ allen anderen Varianten unserer sprachlichen Gedankenäußerungen logisch vorausgeht und daher allen anderen zu Grunde liegt: auch diese vernünftige Einsicht ist durch kein Beispiel, durch keine Beispiel-Kaskade verbindlich zu beweisen.

Weil aber auf Wittgensteins Sprachbahnhof alle Züge, die mit logischen Dampf- oder Elektromotoren fahren, entkoppelt und auf Abstellgeleise gestellt wurden, können wir uns mit ihm über den logischen Vorrang gewisser Satzarten über andere nicht mehr vernünftig unterhalten.]

22. Freges Ansicht, daß in einer Behauptung eine Annahme steckt, die dasjenige ist, was behauptet wird, basiert eigentlich auf der Möglichkeit, die es in unserer Sprache gibt, jeden Behauptungssatz in der Form zu schreiben »Es wird behauptet, daß das und das der Fall ist.« - Aber »Daß das und das der Fall ist«, ist eben in unsrer Sprache kein Satz - es ist noch kein Zug im Sprachspiel. Und schreibe ich statt »Es wird behauptet, daß ...« »Es wird behauptet: das und das ist der Fall«, dann sind hier die Worte »Es wird behauptet« eben überflüssig.

[Die Tautologie, daß in jeder Behauptung eine Annahme steckt, heitert den heutigen Leser von Freges und Wittgensteins „Erkenntnissen“ gewiß nicht mehr auf. Wittgensteins absurder Satz, daß der Satz, „daß das und das der Fall ist“ kein sprachmöglicher Satz sei, könnte eine verballhornte Selbstkritik an den (unhaltbaren) Axiomen seines Tractatus logico-philosophicus (1918) andeuten. - Jedes Damenkaffeekränzchen würde entweder sofort zusammenbrechen oder keines hätte jemals stattgefunden, wenn daß-Sätze nicht das „Um und Auf“ aller Smalltalk-Sätze (gewesen) wären.

Wenn wir einen lediglich rhetorisch in Frage gestellten Behauptungssatz verkünden: »Ist das Wetter heute nicht herrlich?“ setzen wir voraus, daß die Sonne heute nicht vergessen hat, am Erdhimmel zu erscheinen. Und wenn wir diesen Satz setzen, setzen wir voraus, daß die Sonne nicht aufgehört hat, zu existieren. Wären unsere Behauptungen und Annahmen nur Sprachspiele, lebten wir zwar als lustige Gesellen eines lustigen Menschengesichtes unter der Sonne, aber unser Denken und Reden über die Welt wäre nicht der Rede wert.

W. hätte sich auch mit dem sprachlogischen Grundsatz der „Überflüssigkeit“ näher auseinandersetzen sollen. Warum verstehen wir Sätze, deren vermeintlich „überflüssige“ Vor-Sätze nicht ausgesprochen werden? Sprachlogisch können wir die unausgesagten Voraussetzungs-Sätze als unbedingte Bedingungen unseres Sprechens und Sprachverstehens zweifelsfrei erkennen. Ebenso, daß wir diese Ermöglichungssätze weglassen können, als wären sie überflüssig. Ist dies nur ein Sprachspiel oder doch das Prinzip einer Ökonomie unseres raschen Kommunizierens durch selbstverständlich fließende Sätze?

Tieferes Nachdenken über das vermeintliche „Überflüssigsein“ gewisser Sätze hätte ihm auch eröffnet, daß der Satz „Ich sage“ allen unseren Sätzen vorausgesetzt und immanent zugrunde liegt. Einzig Sätze, die Institutionen erlassen und kommunizieren, sind davon ausgenommen, ohne daß wir deshalb darauf verzichten müssen, öffentliche Rechtspersonen vulgo Körperschaften wegen schuldhafter Falschrede anklagen zu können. Und auf welche noch tieferen Sprachreflexionen das „Ich“ im vorausgesetzten „Ich sage“ Wittgenstein hätte verführen können, wagt man angesichts des Niveaus seiner experimentellen Betrachtungen kaum noch anzumerken.]

Wir könnten sehr gut auch jede Behauptung in der Form einer Frage mit nachgesetzter Bejahung schreiben; etwa: »Regnet es? Ja!« Würde das zeigen, daß in jeder Behauptung eine Frage steckt?

[Beispiele „zeigen“ immer nur, daß und unter welchen Sprachgesetzen oder Sprachsitten sie stehen. Aber auch dies nicht unmittelbar, sondern immer schon vermittelt durch Kenntnis der Regeln der „gebrauchten“ Sprache. Die richtige These, daß in jeder Behauptung (zumindest) eine Frage steckt, gründet auf der Freiheit unseres vernünftigen Denkens, das jede Behauptung in Frage stellen kann und soll.

Ein Begründungsverhältnis das mit „nachgesetzten“ oder anderen Bejahungen nichts zu tun hat. Wie schon sattsam erkannt: W. verlangt Unmögliches von Beispielen. Grund: sein Nominalismus degradiert sein (Sprach)-Denken gleichsam zu dem einer Ameise, die jeden Gegenstand bekrabbeln muß, ehe sie von dessen Existenz überzeugt ist.]

Man hat wohl das Recht, ein Behauptungszeichen zu verwenden im Gegensatz z.B. zu einem Fragezeichen; oder wenn man eine Behauptung unterscheiden will von einer Fiktion, oder einer Annahme. Irrig ist es nur, wenn man meint, daß die Behauptung nun aus zwei Akten besteht, dem Erwägen und dem Behaupten (Beilegen des Wahrheitswerts, oder dergl.) und daß wir diese Akte nach dem Zeichen des Satzes vollziehen, ungefähr wie wir nach Noten singen.

[Wer „Behauptungszeichen“ verwendet, hat sich als anfangender Sprachalphabet zu erkennen gegeben. Daß alle Behauptungssätze nicht extra auf ihre sprachlogische Funktion verweisen müssen, bestätigt deren fundamentale Bedeutung für alle Sätze jeder Wortsprache. Auch ein fragender Satz behauptet sich als Frage.

Aus welchen „Akten“ soll das Behaupten bestehen? W. nennt zwei: das Erwägen und das Behaupten. Letzteres war schon genannt. Wo ist der zweite Akt hingekommen? W. spricht – unsicher genug – von einem „Beilegen des Wahrheitswertes oder dergl.“ Ist dies ein eigener Akt, wenn wir den Akt des Behauptens ausführen? Oder ist das Behaupten schon dies: wahre Aussagen treffen zu wollen? Mitnichten, W. verkennt oder vergißt, daß auch Lügen als Behauptungssätze formuliert werden müssen.

Das seichte „Erwägen“ ist zu vieldeutig und unbestimmt, um als Teil- oder Grundakt unseres Behauptens von Behauptungssätzen behauptet werden zu können.]

Mit dem Singen nach Noten ist allerdings das laute, oder leise Lesen des geschriebenen Satzes zu vergleichen, aber nicht das ›Meinen‹ (Denken) des gelesenen Satzes.

[W. übersieht, daß prinzipiell alles mit allem vergleichbar ist, auch eine Zitrone mit dem Mond. Entscheidend wäre die immanente Frage: wie unterscheidet sich *in* unserem verstehenden Lesen von Sätzen das Verstehen ihrer Sprachgestalt vom Verstehen ihres logischen Inhaltes? Beides ist keineswegs nur identisch, wie wir beweisen, wenn wir bei halb verstandenen Sätzen nachfragen: „wie meinst Du das?“

Und daß auch das Meinen nicht ohne das Denken möglich ist, wird warum und wodurch vorausgesetzt? Doch wohl nicht, weil wir ein Sprachspiel spielen, in dem zufällig die Worte „Meinen“ und „Denken“ (wie Schachfiguren) vorkommen.]

Das Fregesche Behauptungszeichen betont den Satzanfang. Es hat also eine ähnliche Funktion wie der Schlusspunkt. Es unterscheidet die ganze Periode vom Satz in der Periode. Wenn ich Einen sagen höre »es regnet«, aber nicht weiß, ob ich den Anfang und den Schluß der Periode gehört habe, so ist dieser Satz für mich noch kein Mittel der Verständigung.

[Aus heutiger Sicht war das Herumdoktern der sprachanalytischen Formallogiker am geschriebenen Organismus der deutschen Sprache eine Vorwegnahme der aktuellen Genderitis, die mittlerweile auch an den Universitäten Einzug gehalten hat.

Der Fregesche Anfangspunkt soll einen Einzelsatz aus einer „ganzen Periode“ von Sätzen als erkennbaren Behauptungssatz herausheben? Waren die deutschsprachigen Leser der deutschen Sprache schon zu Freges Zeiten auf dem Weg zu ihrer unaufhaltsamen Analphabetisierung? Oder betraf dieses Problem nur die Philosophen und unter diesen lediglich einige Richtungen der Philosophie? Die gesamte Belletristik und Journalistik des 19. Jahrhunderts scheint von Freges Zeichenfuror verschont geblieben zu sein.

Die absurde Behauptung, wir müßten beim Hören des (sprachanalytisch Epoche machenden) Behauptungssatzes „es regnet“ die genaue Periodenposition des Satzes gehört haben müssen, um ihn „als Mittel der Verständigung“ verstehen zu können, erregt den Verdacht eines pathologischen Verständnis der deutschen Sprache.]

Denken wir uns ein Bild, einen Boxer in bestimmter Kampfstellung darstellend. Dieses Bild kann nun dazu gebraucht werden, um jemand mitzuteilen, wie er stehen, sich halten soll; oder, wie er sich nicht halten soll; oder, wie ein bestimmter Mann dort und dort gestanden hat; oder etc. etc. Man könnte dieses Bild (chemisch gesprochen) ein Satzradikal nennen. Ähnlich dachte sich wohl Frege die »Annahme«.

[W. muß das Wort „Annahme“ unter Anführungszeichen setzen: es scheint ihm nicht geheuer gewesen zu sein: Ein Ausbund an Vieldeutigkeit, bei dem man nicht weiß, was man zuerst und was man zuletzt darüber behaupten soll. Oder in Wittgensteins Kategorien: welches Meinen des Wortes zu welchem Gebrauch des Wortes in welchen Sätzen führen könnte.

Das Bild als „Satzradikal“ scheint ein kluger Gedanke zu sein, geht aber wohl allzu naiv auf die Prämissen des Tractatus zurück. Dort sollten Sätze Bilder der Realität sein, jetzt fungieren Bilder immerhin als („brauchbare“) Inhalte der Realität, durch die wir uns den Inhalt von Sätzen verständlich machen können.

Allerdings sind öffentliche Bilder (Verkehrszeichen usf.) Sammelbecken potentieller Sätze, die allesamt nicht eigens ausgesprochen werden müssen, um ein verständliches Bild verständlich zu machen. Wird dadurch einer der vielen möglichen Sätze „überflüssig?“ An W. kann der beliebte Spruchsatz: „Ein Bild sagt mehr als tausend Worte“, doch nicht spurlos vorübergegangen sein?

Da nur erscheinende (gesprochene, gehörte, gesehene) Satz-Beispiele wirkliche Beispiele sind, kann es von möglichen Sätzen, die noch nicht

erschienen sind, keine Beispiele geben. Folglich kann der überzeugte formale Sprachanalytiker die Behauptung aufstellen: alle (nur) möglichen Sätze sind nichts als Fiktionen, von Philosophen erfunden, um eine („metaphysische“) Theoriefiktion zu konstruieren: Möglichkeitssätze existieren, auch wenn sie noch nicht oder nicht mehr realempirisch erscheinen.

Mit anderen Worten, mit einem Sprachanalytiker, der diesen nominalistischen Annahmen folgt, läßt sich über mögliche und wirkliche Sätze nicht vernünftig diskutieren. Er müßte bei Aristoteles Nachhilfeunterreicht nehmen, um wieder gesprächsfähig zu werden.]

23. Wieviele Arten der Sätze gibt es aber? Etwa Behauptung, Frage und Befehl? - Es gibt unzählige solcher Arten: unzählige verschiedene Arten der Verwendung alles dessen, was wir »Zeichen«, »Worte«, »Sätze«, nennen. Und diese Mannigfaltigkeit ist nichts Festes, ein für allemal Gegebenes; sondern neue Typen der Sprache, neue Sprachspiele, wie wir sagen können, entstehen und andre veralten und werden vergessen. (Ein ungefähres Bild davon können uns die Wandlungen der Mathematik geben.)

[Sätze, die Wittgensteins Auffassung von Sprache wie in einem Brennglas zusammenfassen. Sprache sei ein offenes (nicht-identisches) Spielsystem von Sprachspielen; Sprache gründe auf „nichts Festem“; sie führe „unzählige verschiedene Verwendungsarten“ in ihrem Repertoire; sie verändere sich ständig, lasse Teile ihres Repertoires veralten, schaffe neue hinzu. Peinlicherweise rät er zu einer Orientierung an den „Wandlungen der Mathematik“, womit er suggeriert, auch für die Mathematik gälte: überall kein „Festes“ in Sicht.

Ein Denken in Entweder-Oder-Alternativen, das die Grenze seiner Begriffe charakterisiert. Entweder regiert immerwährende Veränderung und daher Nicht-Identität, oder es ist Identität: Etwas „ein für allemal Gegebenes“. Er bedenkt nicht die Realität der normalen Wortsprachen: Wäre „nichts Festes“ an und in jeder Wortsprache, wären identische Sprachen nicht identifizierbar.

Er sieht nicht, daß Nationalsprachen, auch in Epochen großer politischer, kultureller und anderer Veränderungen, gleichwohl ihre Identität wenigstens über ein oder zwei Jahrhunderte festhalten. Ein Identisches im Nichtidentischen, ein beharrendes Sein im veränderlichen Entstehen und Vergehen ist Voraussetzung für jede lebendige Sprache; anders wäre die Realität von Sprachentwicklung nicht möglich.

Außerdem beherrscht ihn die alogische Tendenz, quantitative Fragen über qualitative zu stellen: Nicht welche Arten von Sätzen sind in einer Wortsprache gegeben, sondern: wie viele Arten an Sätzen gibt es? Diese Frage müßte jener folgen, nicht umgekehrt.]

Das Wort »Sprachspiel« soll hier hervorheben, daß das Sprechen der Sprache ein Teil ist einer Tätigkeit, oder einer Lebensform. Führe dir die Mannigfaltigkeit der Sprachspiele an diesen Beispielen, und anderen, vor Augen:

Befehlen, und nach Befehlen handeln -

Beschreiben eines Gegenstands nach dem Ansehen, oder nach Messungen -

Herstellen eines Gegenstands nach einer Beschreibung (Zeichnung) -

Berichten eines Hergangs -

Über den Hergang Vermutungen anstellen -

Eine Hypothese aufstellen und prüfen -

Darstellen der Ergebnisse eines Experiments durch Tabellen und Diagramme -

Eine Geschichte erfinden; und lesen -

Theater spielen -

Reigen singen -

Rätsel raten -

Einen Witz machen; erzählen -

Ein angewandtes Rechenexempel lösen -

Aus einer Sprache in die andere übersetzen -

Bitte, Danken, Fluchen, Grüßen, Beten.

- Es ist interessant, die Mannigfaltigkeit der Werkzeuge der Sprache und ihrer Verwendungsweisen, die Mannigfaltigkeit der Wort- und Satzarten, mit dem zu vergleichen, was Logiker über den Bau der Sprache gesagt haben. (Und auch der Verfasser der Logisch-Philosophischen Abhandlung.)

[Über das „Beweisen“ durch Beispiele ist kein weiteres Wort nötig. – Über die Leerkategorien von „Tätigkeit“ und „Lebensform“ gleichfalls nicht. Unter „Logikern“ scheint W. lediglich Philosophen seiner (mathematisch und szientifisch dominierten) Provenienz verstanden zu haben. Daher ist von einem Vergleich der „Mannigfaltigkeit der Wort- und Satzarten“ mit den Aussagen der „Logiker“ über den Bau der Sprache, wenig zu erwarten.

Nirgends ein Versuch, über die unbedingten Bedingungen des „Baus“ von Sprachen auch nur einigermaßen tief und gründlich zu reflektieren. Stattdessen eine Überfülle von Beispielen, die beweisen sollen, was diese „Beweise“ immer schon voraussetzen. Mit einem Wort: ein korrumpiertes Verständnis von Theorie, Sprache und Logik.]

24. Wem die Mannigfaltigkeit der Sprachspiele nicht vor Augen ist, der wird etwa zu den Fragen geneigt sein, wie dieser: »Was ist eine Frage?« - Ist es die Feststellung, daß ich das und das nicht weiß, oder die Feststellung, daß ich wünsche, der Andre möchte mir sagen...? Oder ist es die Beschreibung meines seelischen Zustandes der Ungewißheit? - Und ist der Ruf »Hilfe!« so eine Beschreibung?

[W. scheint unfähig gewesen zu sein, fundamentale Kategorien des menschlichen Denkens verbindlich zu definieren - wenigstens für sich, sozusagen zum „Hausgebrauch“ – weder die scheinbar harmlosen, noch die weniger harmlosen wie Möglichkeit und Wirklichkeit, Denken und Sprechen, reale und formale Logik. Unerläßliche Fähigkeiten und unbedingte Voraussetzungen, um sich nicht durch eine vermeintliche „Mannigfaltigkeit der Sprachspiele“ verwirren zu lassen.]

Nicht fragt W.: was ist eine Frage in direkter Differenz zu einer Antwort oder Behauptung, sondern: unter welchen Umständen, Absichten, Wünschen usf. stellen wir Fragen: womöglich um einen „seelischen Zustand der Ungewißheit“ zu „beschreiben“? Er vermengt durchgehend Formallogisches und Psychologisches mit seiner scheinbar fundamentalen Kategorie „Sprachspiel“. Ein Zirkel, in dem er wie ein Gefangener in seiner Zelle im Kreis um sich herumgeht.]

Denke daran, wieviel Verschiedenartiges »Beschreibung« genannt wird: Beschreibung der Lage eines Körpers durch seine Koordinaten; Beschreibung eines Gesichtsausdrucks; Beschreibung einer Tastempfindung; einer Stimmung.

[Was folgt aus der trivialen Tatsache, daß Sprache die - allerdings bewunderungswürdige - Fähigkeit besitzt, sich als Beschreibungsmittel allen beschreibungstüchtigen Geistern anzubieten?]

Man kann freilich statt der gewöhnlichen Form der Frage die der Feststellung, oder Beschreibung setzen: »Ich will wissen, ob,...«, oder »Ich bin im Zweifel, ob,...« - aber damit hat man die verschiedenen Sprachspiele einander nicht näher gebracht.

Die Bedeutsamkeit solcher Umformungsmöglichkeiten, z.B. aller Behauptungssätze in Sätze, die mit der Klausel »Ich denke«, oder »Ich glaube« anfangen (also sozusagen in Beschreibungen meines Innenlebens) wird sich an anderer Stelle deutlicher zeigen. (Solipsismus.)

[Statt diese Fragen vor aller Beispiele-Krämerei geklärt zu haben, sollen Sprachspiele, „einander näher gebracht“, die Voraussetzungen für das fundamentale Fragen erst ermöglichen: Zuerst kaufe Dir Schuhe, dann erlerne das Gehen, zuerst kaufe Dir eine Lesebrille, dann erlerne das Lesen.]

25. Man sagt manchmal: die Tiere sprechen nicht, weil ihnen die geistigen Fähigkeiten fehlen. Und das heißt: »sie denken nicht, darum sprechen sie nicht«. Aber: sie

sprechen eben nicht. Oder besser: sie verwenden die Sprache nicht - wenn wir von den primitivsten Sprachformen absehen. - Befehlen, fragen, erzählen, plauschen gehören zu unserer Naturgeschichte so wie gehen, essen, trinken, spielen.

[Wohl unvermeidlich, daß auch das Problem Tiersprache: existent oder nicht? einer „Beschreibung“ unterworfen wird. Wobei der Leser, Überraschung, von einem weiteren Füllhorn an Beispielen verschont wird.

Stattdessen ein Ensemble verwirrter Fragen, die Wittgensteins Unwillen auszudrücken scheinen, mit dieser delikaten Frage zurechtkommen zu wollen. Fragen und Antworten, die kaum das Niveau berühmter Gymnasiasten erreichen.

Da alle Sprachspiele wie „befehlen, fragen, erzählen, plauschen“ usf. „zu unserer Naturgeschichte gehören“, der außerdem noch so wichtige Spiele wie gehen, essen, trinken, (und notabene!) spielen, angehören, ist es sehr verwunderlich, weshalb alle Tiere auf das Potential ihrer Naturgeschichte notorisch vergessen, wenn wir sie zum Sprechen auffordern. Dabei wäre es so leicht und einfach, „die Sprache zu verwenden.“

Mit einem Wort: W. läßt jeden vernünftigen Begriff von Geschichte als Menschheitsgeschichte vermissen. Er kennt keine Differenz von Natur und Geist, keine von Freiheit und Notwendigkeit, überhaupt scheint ihm die Geschichte der Philosophie und ihrer Wissenschaften (die der Mathematik vielleicht ausgenommen) am „Allerwertesten“ vorbei gegangen zu sein.

Folglich kehrte er, Dilettant oder Autodidakt oder beides nicht, zur guten alten Sprachmutter, diese verkennend, zurück. - Verständlich, daß der Wiener Kreis und dessen Freunde dem Kommen der lebensgefährlichen Dreißigerjahre des 20. Jahrhunderts unwissend und ahnungslos ausgeliefert waren.]

26. Man meint, das Lernen der Sprache bestehe darin, daß man Gegenstände benennt. Und zwar: Menschen, Formen, Farben, Schmerzen, Stimmungen, Zahlen etc. Wie gesagt - das Benennen ist etwas Ähnliches, wie, einem Ding ein Namentäfelchen anheften. Man kann das eine Vorbereitung zum Gebrauch eines Wortes nennen. Aber worauf ist es eine Vorbereitung?

[Bei seinen „Philosophischen Untersuchungen“ handelt es sich offensichtlich um lose oder gar nicht verbundene Quasi-Aphorismen (eher Arbeitsnotizen), die Wittgenstein über viele Jahre hinweg gesammelt haben muß. Ein Umstand, der manche Kuriositäten und Irrwege entschuldigen dürfte, nicht aber alle Irrtümer, die aus seiner nominalistischen Grundposition folgen.

Zu einer systematischen Überarbeitung seiner Notizen scheint ihm die Kraft gefehlt zu haben, aber dieser Vorwurf hätte nur Hand und Fuß, wenn W. die Absicht und das Pouvoir gehabt hätte, einen nichtnominalistischen Zugang zum Phänomen Sprache überhaupt suchen zu wollen. So aber mußte er

seine fragmentierten Gedankenspiele für Gold verkaufen, das keines war, vielleicht in der Hoffnung, helfende Freunde könnten sich einfinden, denen dieser Unterschied wenig bedeutet.]

27. »Wir benennen die Dinge und können nun über sie reden. Uns in der Rede auf sie beziehen.« - Als ob mit dem Akt des Benennens schon das, was wir weiter tun, gegeben wäre. Als ob es nur Eines gäbe, was heißt: »von Dingen reden«. Während wir doch das Verschiedenartigste mit unsern Sätzen tun. Denken wir allein an die Ausrufe. Mit ihren ganz verschiedenen Funktionen.

Wasser!

Fort!

Au!

Hilfe!

Schön!

Nicht!

Bist du nun noch geneigt, diese Wörter »Benennungen von Gegenständen« zu nennen?

[Kaum jemand dürfte sein eigenes Reden in und mit seiner Sprache „Benennungen“ nennen. Und „von den Dingen reden“ schließt keineswegs aus, durch verschiedenartigste Sätze über die Dinge reden zu können. Kein Mensch und kein Sprachforscher nimmt an, daß mit den Namen einer Sprache schon deren Gebrauch gegeben wäre. W. trennt künstlich die basalen Elemente (Benennungen) einer Sprache von deren „verschiedenartigsten“ Verwendungsweisen.

Weil er neue, noch nicht gebrauchte entdecken möchte? Oder weil er der Quelle der Verschiedenheit der Verwendungen auf die Spur kommen möchte? Daher sein – schon verzweifelter – Versuch, Ähnlichkeiten im Meer der Beispiele zu finden, um selbst nicht verloren zu gehen im Schwall beliebiger Wörter und Sätze?]

In den Sprachen (2) und (8) gab es ein Fragen nach der Benennung nicht. Dies und sein Korrelat, die hinweisende Erklärung, ist, wie wir sagen könnten, ein eigenes Sprachspiel. Das heißt eigentlich: wir werden erzogen, abgerichtet dazu, zu fragen: "Wie heißt das?" - worauf dann das Benennen erfolgt. Und es gibt auch ein Sprachspiel: Für etwas einen Namen erfinden. Also, zu sagen: »Das heißt...«, und nun den neuen Namen zu verwenden. (So benennen Kinder z.B. ihre Puppen und reden dann von ihnen, und zu ihnen. Dabei bedenke gleich, wie eigenartig der Gebrauch des Personennamens ist, mit welchem wir den Benannten rufen!)

[Der nominalen Singularität der Personennamen hat sich auch Hegel mehrmals gewidmet. Auch dieses Problem ist ohne grundlegende und vorausgesetzte Definitionen von „Person“ und „Namen“ nicht zu klären. Es

gibt Millionen, die Michael heißen, aber jeder Michael ist sein eigener Michael.

Die Verwechslung von Sprache-Lernen und Abrichten durch Sprache-Lehrende wurde bereits erörtert. Scheinbar sind Sprachspiele nur Spiele, doch näher besehen, entpuppen sie sich als Anweisungsprogramme für „pädagogische“ Dompteure und Zurichter.]

28. Man kann nun einen Personennamen, ein Farbwort, einen Stoffnamen, ein Zahlwort, den Namen einer Himmelsrichtung, etc. hinweisend definieren. Die Definition der Zahl Zwei »Das heißt ›zwei« - wobei man auf zwei Nüsse zeigt - ist vollkommen exakt. - Aber wie kann man denn die Zwei so definieren? Der, dem man die Definition gibt, weiß ja dann nicht, was man mit »zwei« benennen will; er wird annehmen, daß du diese Gruppe von Nüssen »zwei« nennst! - Er kann dies annehmen; vielleicht nimmt er es aber nicht an. Er könnte ja auch, umgekehrt, wenn ich dieser Gruppe von Nüssen einen Namen beilegen will, ihn als Zahlnamen mißverstehen. Und ebenso gut, wenn ich einen Personennamen hinweisend erkläre, diesen als Farbnamen, als Bezeichnung der Rasse, ja als Namen einer Himmelsrichtung auffassen. Das heißt, die hinweisende Definition kann in jedem Fall so und anders gedeutet werden.

[Ist sich W. der Schwäche des „hinweisenden Definierens“ bewußt? Kindern erklärt man den Gebrauch der Zahl durch Zählen von Dingen, die ihnen vor Augen gelegt werden. Wieviele Bällchen sind hier, und wie viele Bällchen liegen dort? Es dauert nicht lange, - das Warum wäre (nicht durch Beispiele) zu klären -, und sie wissen (!) zu abstrahieren und Zahlen als Zahlen zu erkennen. Einheiten mit drei und Einheiten mit vier Entitäten lassen sich überall finden, also lassen sich auch Dreiheit und Vierheit als (vermeintlich) „abstrakte“ Einheiten finden und dadurch als etwas „Festes“ sowohl in der Welt wie im Gebrauch der Zahlen feststellen und aus- und inwendig erlernen.

Keineswegs wird aber dadurch, wie W. unterstellt, „die Zwei“ oder eine andere Zahl definiert. Diese wird schon angewendet, und die definatorischen Unterschiede der Zahlen (Eins ist nicht Zwei, Zwei ist nicht Drei usf.) werden - gleichsam gedankenlos - miterfaßt. Diese Fähigkeit kann nicht der Naturgeschichte des Menschen entspringen, sie muß einer anderen Geschichte seines Wesen entspringen.

Daß jener, der weiß, was Zwei von den anderen Zahlen unterscheidet, dennoch nicht so wissenslos ist, zwei Äpfel nicht als zwei Äpfel benennen zu können, sollte evident sein. Hat er doch den Quantitätslogos anhand sichtbarer Beispiele („optischer Repräsentanten“ der Zahlen), wenn nicht erlernt, so doch beschnuppert.

Und es steht keineswegs in seinem Belieben, wie W. unterstellt, zwei Äpfel mit drei Äpfeln zu verwechseln. Tut er dies dennoch, hat seine Absicht irgendeinen Knacks, sei es ein harmloser, - er möchte uns prüfen oder auch nur mit einem „Aprilscherz“ unterhalten, sei es ein weniger harmloser, wenn er sich als künftiger Betrüger „einspielen“ möchte. (W. bemerkt selten, daß

alle seine Sprachspielereien eine moralische Schlagseite haben, die jedesmal „Schluß mit lustig machen.“)

Dies gilt im Grunde auch für die folgenden Irrtümer: Niemand nennt einen Michael, weil er heute eine rote Mütze trägt einen roten Michael oder gar einen Rotmichel. Neger, Indianer und Eskimo hingegen sind des so benannten Menschen sachliches Proprium. Daß diese Namen, die oft über Jahrhunderte hin stabil bleiben, durch politischen Wechsel der Benennungssitten, den sich eine Kultur auferlegt, plötzlich „unmöglich“ werden, ist weder ein Drama noch eine herausragende Leistung.

Hier könnte man noch am ehesten von Sprachspielen reden, die sich Kulturen erlauben, weil sie glauben, durch neue Namen des Kaisers neue Kleider besser benannt zu haben. Falsch ist auch Wittgensteins Unterstellung, die hinweisenden Namen könnten „so oder anders“ angewandt werden, weil sie „so oder anders gedeutet“ werden können. Das Gegenteil ist der Fall: den Südwind wird kein vernünftiger Seemann jemals Nordwind nennen, und der rechte Fahrstreifen einer Autobahn wird nur von Geisterfahrern für den linken gehalten.

Mit einem Wort: weder ist „hinweisende Definition“ ein vernünftiger Begriff von Definition, noch sind die Inhalte gültiger Definitionen nach Belieben auszulegen und anzuwenden.]

29. Vielleicht sagt man: die Zwei kann nur so hinweisend definiert werden: »Diese Zahl heißt ›zwei‹«. Denn das Wort »Zahl« zeigt hier an, an welchen Platz der Sprache, der Grammatik, wir das Wort setzen. Das heißt aber, es muß das Wort »Zahl« erklärt sein, ehe jene hinweisende Definition verstanden werden kann. - Das Wort »Zahl« in der Definition zeigt allerdings diesen Platz an; den Posten, an den wir das Wort stellen. Und wir können so Mißverständnissen vorbeugen, indem wir sagen: »Diese Farbe heißt so und so«, »Diese Länge heißt so und so«, usw. Das heißt: Mißverständnisse werden manchmal so vermieden. Aber läßt sich denn das Wort »Farbe«, oder »Länge« nur so auffassen? - Nun, wir müssen sie eben erklären.- Also erklären durch andere Wörter! Und wie ist es mit der letzten Erklärung in dieser Kette? (Sag nicht »Es gibt keine ›letzte‹ Erklärung«. Das ist gerade so, als wolltest du sagen: »Es gibt kein letztes Haus in dieser Strasse; man kann immer noch eines dazubauen.«)

[Da es keine „hinweisenden Definitionen“ gibt, muß W. etwas anderes gemeint haben, als er diesen Ausdruck erfand. - Mit dem Satz „Diese Zahl heißt ‚zwei‘“ läßt er das Gemeinte auch klar erkennen: Denn es ist der Unterschied von Ziffer und Zahl, der klar macht, was dieser triviale Behauptungssatz, der allerdings ein Hinweisen sprachlich darstellt, meint: die Ziffer 2 verweist auf die Zahl 2.

Ersteres ist ein (erfundenes und konventionell gewordenes) Zeichen, die Zahl jedoch ist eine reale Quantität, die selbstverständlich nicht durch das

Zeichen, sondern nur unter ihresgleichen und deren Erstgrund definierbar ist. Ähnlich wie der Buchstabe A den Vokal a nur bezeichnet, nicht definiert.

Die Definition kann nur durch sacheigene („intrinsische“) Negationen erfolgen: $2=1+1$ (oder eine andere Negations-Relation); Vokal a ist nicht der Vokal e und auch nicht ein Konsonant usf., wobei jedoch im Falle der Laute ein qualitatives Substrat, das bei den „reinen“ Zahlen wegfällt, hinzukommen muß. (Ähnlich bei Farben und allen Formen, die materielle Substrate benötigen, um unseren Sinnen als Erscheinungen erscheinen zu können.)

Ist somit klargestellt, daß das Zeichen „2“ den Gedanken ‚2‘ meint und bezeichnet, darf man ohne Mißverständnisse zu erzeugen behaupten: „2“ bedeutet ‚2‘. Doch bedeutet der Ausdruck „bedeuten“ in diesem Fall nur die verweisende Funktion der Ziffer 2, keineswegs eine Definition der mathematischen Bedeutung der Zahl 2.

Diese Unterschiede im Ausdruck „bedeuten“ sollten evident sein, ehe man sich einer fundierten Beschreibung des Ziffer-Zahl-Beispiels zuwendet. Wittgensteins vermengende Bemerkungen, die mit den klar distinkten Ebenen der Unterschiede mehr nur spielen als sie ernsthaft begreifen, erwecken Zweifel an seiner Kapazität in dieser Frage.

Zunächst soll das Wort „Zahl“ (verdächtig unter Anführungszeichen gesetzt) anzeigen, „an welchen Platz der Sprache(Grammatik) wir das Wort setzen.“ Dies ist ein sinnloser Satz, weil die Zahl Zwei an fast jeder beliebigen Stelle unserer Satzbaupläne einsetzbar ist. Daher muß nicht das Wort „Zahl“ erklärt sein, ehe die hinweisende Definition (der Sinn der Ziffer 2) verstanden werden kann, sondern es muß eine verbindliche mathematische Definition dafür gesorgt haben, daß wir Zahl und Ziffer 2 in unseren Wortsätzen vernünftig einsetzen.

Ohne mit diesem Beziehungsgehege klar gekommen zu sein, weicht W. sofort wieder auf andere Beispielsebenen aus: Farben, Längen usf. und will auch an diesen nur Worte erkennen, die durch andere Worte definierbar wären, zugleich aber an der Möglichkeit einer „letzten Erklärung“ festhalten, ohne einen Weg zu zeigen, auf dem diese erreichbar sein könnte.

Kurz: das „Intrinsische“ der Sachen ist durch das „Intrinsische“ der Sprache (Grammatik, Worte, Sätze etc.) immer nur extrinsisch erreichbar. - Wär' auch ein gar lustiges Spiel, wenn das Wort Länge die reale Länge definitorisch meinte und bedeutete, das Wort Rot das reale Rot definierte usf. Oder auch: die Ziffer „2“ die reale Zahl ‚2‘. Schon die Existenz von geschätzten 6000 realexistierenden Sprachen erhebt gegen dieses Sprachmärchen ein unüberwindbares Veto. (Der Umsturz des szientifischen in ein neomythisches Denken hätte Wittgenstein oder seine Nachfolger zur Warnung dienen können.)]

Ob das Wort »Zahl« in der hinweisenden Definition der Zwei nötig ist, das hängt davon ab, ob er sie ohne dieses Wort anders auffaßt, als ich es wünsche. Und das wird wohl von den Umständen abhängen, unter welchen sie gegeben wird, und von dem Menschen, dem ich sie gebe.

Und wie er die Erklärung ›auffaßt‹, zeigt sich darin, wie er von dem erklärten Wort Gebrauch macht.

[Wieder relativiert W. das Definitionsproblem durch ein angebliches Verständigungsproblem. Völlig irregeleitet ist dabei die Instanz des Wünschens. Mache ich das gemeinsame und kommunizierbare Verstehen von Ziffer und Zahl ‚Zwei‘ von den jeweiligen Umständen des Gebrauchs der diversen Wortvarianten von Zwei abhängig, kann ich jederzeit einen Satz mit „Zwei“, den mir jemand mitteilt, als nicht meinen Wünschen entsprechend zurückweisen. Wünsche „spielen“ jenseits aller Spielregeln.]

Könnte man zur Erklärung des Wortes »rot« auf etwas weisen, was nicht rot ist? Das wäre ähnlich, wie wenn man Einem, der der deutschen Sprache nicht mächtig ist, das Wort »bescheiden« erklären sollte, und man zeigte zur Erklärung auf einen arroganten Menschen und sagte »Dieser ist nicht bescheiden«. Es ist kein Argument gegen eine solche Erklärungsweise, daß sie vieldeutig ist. Jede Erklärung kann mißverstanden werden.

[Daß jede „Worterklärung“ mißverstehbar ist, sollte uns nicht dazu verführen, Sacherklärungen, die durch Worte unmißverständlich ausdrückbar sind, als unmöglich zu denunzieren. Welchen (abstrusen) Erklärungswert realisieren wir, wenn wir mit dem Wort rot auf etwas verweisen, das nicht rot ist? Müssen wir nicht damit rechnen, sofort den Vorwurf, „nicht ganz richtig im Kopf zu sein“, parieren zu müssen? Die Erklärungsweisen in beiden Beispielen (rot für nichtrot, arrogant für bescheiden)sind nicht vieldeutig, sie sind, sozureden, falschdeutig.]

Wohl aber könnte man fragen: Sollen wir das noch eine »Erklärung« nennen? - Denn sie spielt im Kalkül natürlich eine andere Rolle als das, was wir gewöhnlich »hinweisende Erklärung« des Wortes »rot« nennen; auch wenn sie dieselben praktischen Folgen, dieselbe Wirkung auf den Lernenden hätte.

[Wie erklären wir uns eine „Erklärung“? Hier und jetzt, - mitten im Gehege der modernen (sprachanalytischen) Sprachphilosophie? Was wäre eine „intrinsische“ Erklärung von „Erklärung“? Offenbar keine „hinweisende Erklärung“.

Diese genügen für den Anfangsunterricht unserer Primaner: allen kleinköpfigen Erstlernern wird die Zahl 2 durch die Ziffer 2 erklärt. In der Tat: kaum mehr als ein „Abrichten.“ Erscheinen die diversen Ziffern vorm Auge des lernfähigen Nachwuchses, soll sich dieser eintrichtern, die richtigen Zahlen mit den richtigen Ziffern zu verbinden. Ist dies gelungen und perfekt (ein)gelernt, sind die praktischen Folgen des Unterrichts mit

hinweisenden Erklärungen und „Definitionen“ unübertreffbar erfolgreich geglückt.

Hinweisende Erklärungen unterrichten noch uns Erwachsene, wie alle Verkehrszeichen im alltäglichen Straßenverkehr beweisen. Sie definieren weder sich selbst noch das Geschehen des meist heftigen Verkehrsgetriebes. Und dennoch erscheinen sie uns wie „selbsterklärende Erklärungen“:

Der despotische Schein, den ein Verbotsschild ausstrahlt, soll jeden Geisterfahrer überzeugen, augenblicklich anzuhalten. (Die genauen Sachdefinitionen aller Verkehrszeichen schlafen in den Schubladen oder Dateigebirgen der Verkehrsbehörden. Jede mahnende Strafpredigt eines abstrafenden Verkehrspolizisten ist mit deren Weisheiten gespickt. In seinem Metier ist er über jedes Sprachspiel erhaben.)]

30. Man könnte also sagen: Die hinweisende Definition erklärt den Gebrauch - die Bedeutung - des Wortes, wenn es schon klar ist, welche Rolle das Wort in der Sprache überhaupt spielen soll. Wenn ich also weiß, daß Einer mir ein Farbwort erklären will, so wird mir die hinweisende Erklärung »Das heißt ›Sepia‹ « zum Verständnis des Wortes verhelfen. - Und dies kann man sagen, wenn man nicht vergißt, daß sich nun allerlei Fragen an das Wort »wissen«, oder »klar sein« anknüpfen. Man muß schon etwas wissen (oder können), um nach der Benennung fragen zu können. Aber was muß man wissen?

[Wieder vermengt und identifiziert Wittgenstein Gebrauch und Bedeutung. Als wäre das Ziel seiner „Untersuchungen“, ein sinnfreies Sprechen durch eine sinnfreie Sprache zu entdecken.

Daß im hinweisenden („abrichtenden“) Unterricht beides, Gebrauch und Bedeutung zusammenfallen, wurde bereits geklärt. Nach wenigen Paukerstunden ist den Primanern klar, welche Rolle die Zahlwörter (Ziffern) in der Rechenstunde und damit auch(!) in der Sprache der Worte „spielen“ sollen. Denn es bedarf keiner eigenen Deutschstunde, um das „Einpassen“ der Zahlwörter in die Wortwörter der Normalsätze der Muttersprache zu realisieren.

Verkündet der Volksschullehrer am Ende der Rechenstunde: „Huber Seppi und Maier Anton müssen heute eine halbe Stunde nachsitzen,“ – haben heutige Kinder, beginnende Uhrenträger – kein Problem, die Schwere dieser Strafe genau abzuschätzen.

W. hat sich wieder auf Farborte kapriziert, obwohl nur kleinste Taferlklassler eine Freude daran finden, Worte mit verschiedenen Farbstiften zu schreiben.

Wie aber sollen wir einem Lernwilligen erklären, daß die Wörter schwarz, gelb und rot allesamt nur schwarz sind? Sie scheinen dem Ruf

Wittgensteins, gefälligst als Farbwörter zu erscheinen, nicht folgen zu wollen. - Derselbe Verwechslungs-Jammer bei „wissen“ und „klar sein“: sie sollen Wörter sein, deren Gebrauch durch andere Wörter und deren Gebrauch gewußt und „klar“ werden könne. - Das sind sinnlose Beispiele für sinnlose Reflexionen, deren radikal nominalistischer Furor zu einer letzten Verzweiflungsfrage führt: „Aber was muß man wissen?“]

31. Wenn man jemandem die Königsfigur im Schachspiel zeigt und sagt »Das ist der Schachkönig«, so erklärt man ihm dadurch nicht den Gebrauch dieser Figur, - es sei denn, daß er die Regeln des Spiels schon kennt, bis auf diese letzte Bestimmung: die Form einer Königsfigur. Man kann sich denken, er habe die Regeln des Spiels gelernt, ohne daß ihm je eine wirkliche Spielfigur gezeigt wurde. Die Form der Spielfigur entspricht hier dem Klang, oder der Gestalt eines Wortes.

[Auf den „Gedanken“, einem Interessierten die Regeln des Schachspiels allein durch Zeigen (und vielleicht noch Benennen) der Schachfiguren beizubringen, dürfte seit Erfindung dieses Spiels noch kein vernünftiger Mensch gekommen sein. Doch Wittgenstein springt allzu schnell (Kennzeichen seines Schwarz-Weiß-Denkens) von den schachlich total Unbeleckten zu den schon Beleckten über: zu jenem Jemand, der „die Regeln des Spiels schon kennt.“

Und zufälligerweise sollte einem oder sogar mehreren unter diesen Jemanden (99%-Beleckte) „die Form einer (?) Königsfigur“ entgangen oder vorenthalten worden sein? - Ein hyperkünstlich erfundenes Beispiel, das „denkbar“ machen soll, daß intelligente Menschen – Wesen zwischen Himmel und Erde - fähig wären, die Regeln des Schachspiels zu erlernen, ohne daß ihnen jemals „eine wirkliche Spielfigur gezeigt wurde?“

Die Sinnlosigkeit der Vergleiche und Spielgedanken Wittgensteins erfährt noch eine weitere Steigerung: wie beim Erlernen des Schachspiels ohne Schachfiguren so auch beim Erlernen des Klanges und der Gestalt „eines Wortes.“ Selbst wenn W. bei diesem absurden Beispiel und seiner doppelt absurden Erweiterung an die Praxis des Blindschachspiels gedacht haben sollte, sind seine Annahmen allenfalls fürs Kabarett zu retten.

Überhaupt scheint Wittgenstein hundert Jahre zu früh in die Kulturgeschichte des modernen „Denkens“ eingetreten sein. Erst heute, im Zeitalter realexistierender Kabarettmanie, würden seine Beispiele und Gedankenexperimente auf fruchtbaren Boden auch außerhalb der modernen Philosophie fallen. –

Kein Problem für unsere professionellen Witzereißer, einen Unterricht zu sketchen, in dem dessen Schüler den Klang und die (Buchstaben) Gestalt eines Wortes zielsicher erlernen, obwohl ihnen Klang und Gestalt so lange wie möglich unbekannt bleiben. Wittgensteins Sprachphilosophie(ren) hat

etwas vom Blindschach im Sinne Stefan Zweigs (Schachnovelle): ein Spiel gegen sich selbst.]

Man kann sich aber auch denken. Einer habe das Spiel gelernt, ohne je Regeln zu lernen, oder zu formulieren. Er hat etwa zuerst durch Zusehen ganz einfache Brettspiele gelernt und ist zu immer komplizierteren fortgeschritten. Auch diesem könnte man die Erklärung geben: »Das ist der König« - wenn man ihm z.B. Schachfiguren von einer ihm ungewohnten Form zeigt. Auch diese Erklärung lehrt ihn den Gebrauch der Figur nur darum, weil, wie wir sagen könnten, der Platz schon vorbereitet war, an den sie gestellt wurde. Oder auch: Wir werden nur dann sagen, sie lehre ihn den Gebrauch, wenn der Platz schon vorbereitet ist. Und er ist es hier nicht dadurch, daß der, dem wir die Erklärung geben, schon Regeln weiß, sondern dadurch, daß er in anderm Sinne schon ein Spiel beherrscht.

[Das kryptisch mystifizierende „den Platz vorbereiten“ soll den Zirkel in Begriff und Praxis des Gebrauches (von Sprache) sowohl „erklären“ wie zugleich als unerklärbar voraussetzen: Um den Gebrauch (der Sprache, ihrer Worte) richtig auszuführen, muß ich deren Gebrauchsregeln kennen und anwenden: eine normierte Zweck-Mittel-Relation. Um aber das Erkennen der Gebrauchsregeln zu bewältigen, muß ich etwas erlernen, was ich noch nicht kenne. Wie kann ich Regeln als Regeln erkennen, wenn ich als Primaner-Tabula-Rasa in die Welt geworfen wurde?

Und dennoch schaffen unsere kleinsten Primaner - peu à peu - das Wunder, sich aus kleinen sprachlosen Tierchen zu sprechenden Menschen zu erheben. Sie springen aus dem (Gefangenen-) Zirkel heraus- und über die scheinbar unüberwindbare Kluft hinweg. (Daher unsere abgrundtiefe Traurigkeit über Kinder, denen dieser Sprung durch schwere Behinderungen verwehrt ist.)

Platon hat in dieser (nicht nur denkbaren) Situation: - Wie kann ich etwas lernen, zu dem mir alle Voraussetzungen fehlen? hier die tabula rasa in mir, dort die Schultafel vor mir, die ein Lehrer mit unentzifferbaren Zeichen bekleckst - auf eine apriorisch existierende Seele in uns zurückgegriffen: Sein Sprachlehrling bringt aus seinem intelligiblen Apriori einen Bonus mit, der ihm erlaubt, das peu à peu zu vollziehen.

Wem Platos Ansatz aporetisch, unbegründbar und willkürlich erdacht erscheint, wird zugleich zugeben müssen, daß sich Wittgensteins Aporien darauf zurückführen lassen, daß er im unendlichwendigen Aposteriori nach einem Ersatz des verlorenen Apriori Platons sucht. Zwei Gewalttätigkeiten, die einander berühren wie die berühmten „Les extrêmes se touchent.“]

Betrachte noch diesen Fall: Ich erkläre jemandem das Schachspiel; und fange damit an, indem ich auf eine Figur zeige und sage: »Das ist der König. Er kann so und so ziehen, etc. etc.«. - In diesem Fall werden wir sagen: die Worte »Das ist der König« (oder »Das heißt ›König‹ «) sind nur dann eine Worterklärung, wenn der Lernende schon ›weiß, was eine Spielfigur ist‹. Wenn er also etwa schon andere Spiele gespielt hat, oder dem Spielen Anderer ›mit Verständnis‹ zugesehen hat - und dergleichen.

Auch nur dann wird er beim Lernen des Spiels relevant fragen können: »Wie heißt das?« - nämlich, diese Spielfigur. Wir können sagen: Nach der Benennung fragt nur der sinnvoll, der schon etwas mit ihr anzufangen weiß.

Wir können uns ja auch denken, daß der Gefragte antwortet: »Bestimm die Benennung selber« - und nun müßte, der gefragt hat, für alles selber aufkommen.

[Wieder unterstellt Wittgensteins „Gedankenexperiment“ eine irrealer Ausgangslage. Man könne jemandem etwas erklären, von dem dieser nicht einmal eine Ahnung besitzt. Und eine bloße „Wörterklärung“ von „Spielfigur“, die nicht zugleich eine Sacherklärung wäre, ist auch keine vernünftige „Wörterklärung“. Fast systematisch trennt sein Nominalismus Sprache und Sache, um sie nachher durch kuriose „Experimente“, unter speziellen Umständen und ausgesuchten Fragen (scheinbar) wieder zusammensetzen.

Außerdem: das „schon andere Spiele gespielt haben“, ist keineswegs eine zureichende Voraussetzung für eine Bekanntschaft mit dem Schachspiel. Es gibt unzählige Brett- und Figurenspele, die nur ihre eigene Sache, ihre eigene Art der für sich unbestimmten Gattung ‚Figuren- oder Brettspiel‘ sind. In Gattungen und Arten konkret zu denken ist Wittgensteins Sache nicht.]

32. Wer in ein fremdes Land kommt, wird manchmal die Sprache der Einheimischen durch hinweisende Erklärungen lernen, die sie ihm geben; und er wird die Deutung dieser Erklärungen oft raten müssen und manchmal richtig, manchmal falsch raten.

Und nun können wir, glaube ich, sagen: Augustinus beschreibe das Lernen der menschlichen Sprache so, als käme das Kind in ein fremdes Land und verstehe die Sprache des Landes nicht; das heißt: so als habe es bereits eine Sprache, nur nicht diese. Oder auch: als könne das Kind schon denken, nur noch nicht sprechen. Und »denken« hiesse hier etwas, wie: zu sich selber reden.

[Wieder ein falscher Vergleich, den W. als experimentell erklärenden Vergleich behauptet: Keineswegs gleicht die Lage eines Kleinkindes, das seiner Muttersprache mächtig werden soll, der Lage eines anderen Kindes, das, in ein fremdes Land gekommen, zusätzlich zur eigenen Sprache auch noch die fremde lernen soll.

W. mißversteh Augustinus absichtlich, um sein Konstrukt von „Gedankenexperiment“ glaubhaft zu machen. Auch der Vergleich mit wieder anderen Kindern, die denken könnten, ehe sie sprechen können, ist unsinnig: Wittgensteins Sprachnominalismus trennt Denken von Sprache und Sprache von Denken. Gedankenloses Sprechen und sprachloses Denken sind allerdings möglich, setzen aber die innere Beziehung und Einheit von Denken und Sprechen schon voraus. - Die Sprachentzugsexperimente, die vormoderne Könige und Potentaten an ihren Untertanen vollziehen ließen, um stets wieder vernichtend zu enden

(von Psammetich I. (7. Jh. v. Chr.) über Kaiser Friedrich II. im 13. Jh. zu anderen Vorläufern Wittgensteins) sind überliefert. Ebenso alle ähnlichen Versuche, die Psychologen und andere „wissenschaftliche“ Experten im 19. und 20. Jahrhundert durchführten. Weder wollte sich eine angeborene Ursprache, noch wollte sich ein Mensch zeigen, der ohne Sprache zu überleben fähig wäre.)]

33. Wie aber, wenn man einwendete: »Es ist nicht wahr, daß Einer schon ein Sprachspiel beherrschen muß, um eine hinweisende Definition zu verstehen, sondern er muß nur - selbstverständlich - wissen (oder erraten) worauf der Erklärende zeigt! Ob also z.B. auf die Form des Gegenstandes, oder auf seine Farbe, oder auf die Anzahl, etc. etc.« - Und worin besteht es denn - ›auf die Form zeigen‹, ›auf die Farbe zeigen‹? Zeig auf ein Stück Papier! - Und nun zeig auf seine Form, - nun auf seine Farbe, - nun auf seine Anzahl (das klingt seltsam!) - Nun, wie hast du es gemacht? - Du wirst sagen, du habest jedesmal etwas anderes beim Zeigen ›gemeint‹. Und wenn ich frage, wie das vor sich geht, wirst du sagen, du habest deine Aufmerksamkeit auf die Farbe, Form etc. konzentriert. Nun aber trage ich noch einmal, wie das vor sich geht.

[Wieder scheint W. auf der Suche nach einer „harten Tatsache“, nach einer konkretistischen Sinnlichkeit, nach einem Urelement im Akt des „Zeigens“ zu sein, um diesem (mystifizierten) Akt das faktische Fundament einer rein empirischen Sprachtheorie zu entlocken. Wer das Hinzeigen des Erklärenden wirklich verstünde, der hätte schon gefunden, was er sucht: Quelle und Fundament der Sprache.

Die Frage: wie hast du es gemacht – das Zeigen des Gezeigten, führt auf keinem Weg oder Umweg zur Frage: warum nennst du dies eine Farbe, jenes ein Stück Papier, dieses eine Anzahl. Das Zeigen soll, vom Meinen getrennt, selber das Meinen sein; es soll, vom Benannten getrennt, selber das Benennen sein usf.

Ebenso sinnlos die Tautologie, ‚Zeigen‘ mit „seine Aufmerksamkeit auf etwas richten“ gleichzusetzen. Wittgensteins Nominalismus taugt nicht einmal dazu, eine vernünftige (rationale) Wahrnehmungspsychologie zu begründen.]

Denke, jemand zeigt auf eine Vase und sagt: »Schau das herrliche Blau an! - auf die Form kommt es nicht an. -« Oder: »Schau die herrliche Form an! - die Farbe ist gleichgültig.« Es ist zweifellos, du wirst Verschiedenes tun, wenn du diesen beiden Aufforderungen nachkommst. Aber tust du immer das Gleiche, wenn du deine Aufmerksamkeit auf die Farbe richtest? Stell dir doch verschiedene Fälle vor! Ich will einige andeuten:

»Ist dieses Blau das gleiche, wie das dort? Siehst du einen Unterschied?« -

Du mischst die Farben und sagst: »Dieses Blau des Himmels ist schwer zu treffen.«

»Es wird schön, man sieht schon wieder blauen Himmel!«

»Schau, wie verschieden diese beiden Blau wirken!«

»Siehst du dort das blaue Buch? Bring es her.«

»Dieses blaue Lichtsignal bedeutet....«

»Wie heißt nur dieses Blau? - ist es ›Indigo‹?«

[W. gleicht einem Menschen, der auf die Bitte eines anderen: „Ergreife diese Vase vor Dir“, einen Handstand ausführt, um durch eine besonders originelle Antwort Aufmerksamkeit zu erregen. - Die Kaskade der Beispiele hat den ablenkenden Sinn, die Irrationalität der Grundfrage „Stell Dir doch verschiedene Fälle vor“ zu verdecken. Diese ist irrational angesichts der eigentlich gestellten Frage:

Was tust Du, wenn Du Deine Aufmerksamkeit auf diese Vase richtest? Diese Frage ist durchaus vernünftig und hätte daher vernünftige Antworten und weitere vernünftige Nachfragen verdient. - W. bewegt sich im Labyrinth der Wahrnehmung des Dinges und seiner unerschöpflich vielen Eigenschaften und Relationen, ohne auch nur zu ahnen, wie er sich darin vernünftig bewegen könnte.]

Die Aufmerksamkeit auf die Farbe richten, das tut man manchmal, indem man sich die Umrisse der Form mit der Hand weghält; oder den Blick nicht auf die Kontur des Dinges richtet; oder auf den Gegenstand starrt und sich zu erinnern trachtet, wo man diese Farbe schon gesehen hat.

Man richtet seine Aufmerksamkeit auf die Form, manchmal, indem man sie nachzeichnet, manchmal, indem man blinzelt, um die Farbe nicht deutlich zu sehen, etc. etc. Ich will sagen: dies und Ähnliches geschieht, während man ›die Aufmerksamkeit auf das und das richtet‹. Aber das ist es nicht allein, was uns sagen läßt, Einer richte seine Aufmerksamkeit auf die Form, die Farbe, etc. Wie ein Schachzug nicht allein darin besteht, daß ein Stein so und so auf dem Brett verschoben wird, - aber auch nicht in den Gedanken und Gefühlen des Ziehenden, die den Zug begleiten; sondern in den Umständen, die wir nennen: »eine Schachpartie spielen«, »ein Schachproblem lösen«, und dergl.

[Wieder verfehlt W. das Naheliegendste: wenn wir unsere Aufmerksamkeit auf die Farbe eines Dinges richten (doch wohl um dadurch etwas über die erscheinende Farbe zu erfahren, was wir ohne vertiefte Aufmerksamkeit nicht erfahren können), gestikulieren wir nicht mit unsere Händen, um die „Umriss der Form“ abzudecken oder gar die Form („Kontur“) wegzuschauen.

Wir müssen weder schielen noch starren, und auch die Frage, wo wir diese Farbe schon gesehen haben, ist sekundär, ist eine Frage, die unsere Aufmerksamkeit auf unsere Gedächtnisinhalte ablenkt, nicht auf die Farbe dieses Dinges vor unseren Augen im Hier und Jetzt konzentriert. (Die Geheimnisse des meditativen Erstaunens scheinen W. fremd geblieben zu sein.)

Statt dem Begriff und der Realität von „Aufmerksamkeit“ auch nur einen kleinen Schritt näherzutreten, verliert er sich in beliebige Fragen nach beliebigen „Sprechakten“ wie: Was läßt uns sagen, „Einer richte seine Aufmerksamkeit auf die Form, die Farbe, etc.“]

34. Aber nimm an, Einer sagte: »Ich tue immer das Gleiche, wenn ich meine Aufmerksamkeit auf die Form richte: ich folge der Kontur mit den Augen und fühle dabei...«. Und nimm an, dieser gibt einem Andern die hinweisende Erklärung »Das heißt ›Kreis‹«, indem er, mit all diesen Erlebnissen, auf einen kreisförmigen Gegenstand zeigt - kann der Andre die Erklärung nicht dennoch anders deuten, auch wenn er sieht, daß der Erklärende der Form mit den Augen folgt, und auch wenn er fühlt, was der Erklärende fühlt? Das heißt: diese ›Deutung‹ kann auch darin bestehen, wie er nun von dem erklärten Wort Gebrauch macht, z.B., worauf er zeigt, wenn er den Befehl erhält »Zeige auf einen Kreis!«. - Denn weder der Ausdruck »die Erklärung so und so meinen«, noch der, »die Erklärung so und so deuten«, bezeichnen einen Vorgang, der das Geben und Hören der Erklärung begleitet.

[Schon gewöhnt, als Versuchskaninchen mißbraucht zu werden, nehmen wir also an, „Einer“ tue immer das Gleiche, wenn er seine Aufmerksamkeit auf die Form richtet. - Als ob nicht das Gegenteil evident wäre, denn trotz des „Gleichen“ unserer Aufmerksamkeit nur auf die Form, steht nirgends geschrieben, daß dieses Gleiche nicht zugleich auch immer ungleich sein könne oder sein müsse. Ws. Grundbegriffe sind so starr identisch wie Legobausteine, die unsere Kinder nach „gleichen“ Mustern zusammenstecken.

Das Geben einer Erklärung und das Verstehen einer Erklärung – denn eine nur gehörte Erklärung wäre, wenn sie nicht verstanden wird, nur für den Geber eine Erklärung – sind also nicht mit dem Verweisen und Hinzeigen auf die zu beaufmerksamende Sache identisch.

Woher soll jener, der einer Erklärung eines anderen zuhört, zugleich fühlen, „was der Erklärende fühlt“? Sind Fühlen und Schauen, Erklären und Fühlen allesamt „das Gleiche“?

Und ist unsere Freiheit, trotz aller, von anderen Menschen vorgebrachten Erklärungen doch nach anderen und eigenen zu suchen, durch irgendeine „philosophische Experimentalerklärung“ jemals aus der Welt zu schaffen?

Abermals wird dann die Differenz von Zeigen und Erklären wiedergekaut. Dieses Wiederkäuen unverdauter Probleme, weil unbeantwortet verbliebener Fragen, hat etwas erschreckend Pathologisches. Dabei bewegt sich W. überwiegend in sturen Behauptungssätzen. Es sind „Basta-Sätze“, als hätte er den Plan aller Arten und Weisen, vorgegebene Legobausteine zusammensetzen, exklusiv entdeckt.]

35. Es gibt freilich, was man »charakteristische Erlebnisse«, für das Zeigen auf die Form etwa, nennen kann. Zum Beispiel, das Nachfahren der Kontur mit dem Finger, oder mit dem Blick, beim Zeigen. - Aber so wenig, wie dies in allen Fällen geschieht, in denen ich »die Form meine«, so wenig geschieht irgend ein anderer charakteristischer Vorgang in allen diesen Fällen. - Aber auch, wenn ein solcher sich in allen wiederholte, so käme es doch auf die Umstände an - d.h., auf das, was vor und nach dem Zeigen geschieht - ob wir sagen würden »Er hat auf die Form und nicht auf die Farbe gezeigt«.

[Kein Fall ist ein Fall wie alle anderen Fälle – (derselben Art und Gattung von Fällen, unterläßt W. hinzuzufügen). Die Kategorie des „Falles“ ohne stützende Gegenkategorien, die in Wahrheit vernünftige Mitkategorien sind, ist nicht einmal tauglich, einen kümmerlichen Begriff von Zufälligkeit zu definieren. (Daran geht der logische Nominalismus in veritable Existenz- und Lebenskrisen über. Nichts sinnloser als ein zweckloses Rad an einem überflüssigen Wagen zu sein.)

Es sei der Fall, daß wir auf eine Form zeigen, oder es sei der Fall, daß wir die Kontur der Form mit dem Finger oder mit dem Blick „nachfahren“. Sofort fällt uns (trainierten Versuchskaninchen) ein, daß es noch unzählige andere Fälle gibt, in denen das, was hier der Fall ist, dort nicht der Fall ist. Also folgt: nirgendwo und irgendwann so etwas wie ein „charakteristischer Vorgang in allen diesen Fällen.“

Alles nur Legobausteine, auch noch unsere kühnsten Kinderbauten: alles nur Legobausteine, aber vollkommen solitäre, „einzigartige“, und dennoch austauschbar, verwechselbar, als Beispielketten montierbar? Und sollte sich doch ein fundamentales (nicht solitäres, sondern allgemeingültiges) Charakteristikum in einigen Fällen wiederholen: alles nur Schein und Trug, erzeugt durch Umstände, die wieder auf andere Fälle und Umstände verweisen.

Wittgensteins Denken gleicht dem Tun einer Spinne, die mit einem falschen Netz Insekten zu fangen versucht und sich dadurch immer tiefer in ihrem Netz verstrickt und erdrosselt.]

Denn es werden die Worte »auf die Form zeigen«, »die Form meinen« etc. nicht so gebraucht, wie die: »auf dies Buch zeigen« (nicht auf jenes), »auf den Stuhl zeigen, nicht auf den Tisch«, etc. - Denn denk nur, wie anders wir den Gebrauch der Worte lernen: »auf dieses Ding zeigen«, »auf jenes Ding zeigen«, und anderseits: »auf die Farbe, nicht auf die Form, zeigen«, »die Farbe meinen«, etc. etc.

[Um den jeweiligen Gebrauchsunterschied von Worten und Sätzen „konkret“ anzugeben, kann W. immer nur auf Beispiele von differentem Gebrauch zurückkommen. (Dies sein Begriff von „konkret“.)

„Auf einen Stuhl zeigen“ sei nicht „auf einen Tisch zeigen“ – weil die Worte Stuhl und Tisch unterschieden sind, oder weil diese beiden Dinge unterschieden sind?

Auf diese Frage, die sich W. verschweigt oder nicht bemerkt, gibt die Antwort auf die Frage, wie wir „den Gebrauch der Worte lernen“ keine klärende Antwort. Denn auch in diesem Fall von Sprachgebrauch werden nur andere Beschreibungsbeispiele von Worten und Sätzen (für „eine Sprache-Lernen“) genannt.

Hätte somit W. alle (Millionen) Beispiele des Gebrauchs einer Sprache in „konkreten“ Situationen gesammelt und (sich und uns) vorgeführt, ans Tor des wirklich konkreten Wesens der Sprache wäre er nicht gelangt. Seine Logik von Sprache ignoriert die wirkliche Logik von Sprache und Sprachgebrauch. Der Grund dafür kann nur sein, daß er generell einer falschen Logik von Logik in die Falle gegangen ist.]

Wie gesagt, in gewissen Fällen, besonders beim Zeigen ›auf die Form‹, oder ›auf die Anzahl‹ gibt es charakteristische Erlebnisse und Arten des Zeigens - ›charakteristisch‹, weil sie sich oft (nicht immer) wiederholen, wo Form, oder Anzahl ›gemeint‹ werden. Aber kennst du auch ein charakteristisches Erlebnis für das Zeigen auf die Spielfigur, als Spielfigur? Und doch kann man sagen: ›Ich meine, diese Spielfigur heißt ›König‹, nicht dieses bestimmte Stück Holz, worauf ich zeige‹. (Wiedererkennen, wünschen, sich erinnern, etc.)

[Wieder dasselbe (Sprach)Spiel: beim Zeigen (mit Worten und Sätzen) auf Formen und Anzahlen gäbe es „charakteristische Erlebnisse und [sogar] Arten des Zeigens.“ – Vernünftige Menschen denken bei diesem Satz primär nicht an Spracherlebnisse, nicht an Arten von Worten und Sätzen, sondern an wirkliche Erlebnisse und wirkliche Akte des Zeigens.

Für sie ist das Erlebnis des Zeigens von vornherein nur als Einheit eines a) Wahrgenommenen, das gezeigt werden kann, b) Akt des nonverbalen Zeigens - mit Hand, Finger, Stab oder sonstwie und c) Akt des redenden Kommentierens zu a) und b) durch Worte und Sätze ein „Erlebnis“. Schon allein die Tatsache, daß dem Subjekt c) oftmals auch ein Seufzer entweichen oder überhaupt jeder Kommentar fern bleiben kann, hätte W. auf eine andere Logik von „Zeigen auf...“ bringen können.

Selbst noch bei zwei Zeigenden, die denkbar Differentes an einen Objekt aufzeigen, wäre W. nicht auf diese Differenz als primäres Faktum, sondern auf die beliebigen Worte und Sätze, die sie dabei aussprechen, als vermeintliches „Erlebnis“ verfallen. - Unsere Erde, über den Wolken aus einem Flugzeugfenster erblickt, und dieselbe Erde aus dem Fenster eines Raumschiffes (ISS) erblickt, können Wittgensteins Zeigenden fast identische Worte und Sätze entlocken.]

36. Und wir tun hier, was wir in tausend ähnlichen Fällen tun: Weil wir nicht eine körperliche Handlung angeben können, die wir das Zeigen auf die Form (im Gegensatz z.B. zur Farbe) nennen, so sagen wir, es entspreche diesen Worten eine geistige Tätigkeit.

Wo unsere Sprache uns einen Körper vermuten läßt, und kein Körper ist, dort, möchten wir sagen, sei ein Geist.

[Aufgrund seiner unhaltbaren Prämissen verliert sich W. konsequenterweise in absurde Annahmen. Wir wären unfähig, eine „körperliche Handlung“ in Worten und Sätzen „anzugeben“? Was tun wir daher „in tausend ähnlichen Fällen“? Schweigen, vielleicht sogar „mystisch“, wortloses Zeigen als „mystisches“ Zeigen?

Wittgensteins empirisches Denken spricht sich deutlich und klar aus: ihn umgibt überall nur körperlich Erscheinendes. Und jedes so Erscheinende ist immer nur wieder Erscheinendes eines anderen „Körperlichen.“ Aber „Erscheinen“ ist für den geborenen Empiristen keine vernünftige Kategorie. Worte und Sätze über ein „körperlich Erscheinendes“ kann er nur als sinnlose Sätze und Worte verdächtigen.

Denn die Welt ist, was sie ist, ihr Fall ist sie selbst, und auf dieses Selbstsein kann man mit dem Finger zeigen oder mit starrem Blick hinstarren: Jedes Wort und jeder Satz darüber (über Welt und Mensch), ist nur ein Spiel, ein weltloses Begleitspiel, das sich aus weltfremden Worte- und Sätze-Legos zusammensetzt.

Unser Erleben und Erkennen von Welt und Mensch könnte auch ohne dieses Spiel erfolgreich sein. Folglich auch unsere Handlungen, die eine untrennbare Einheit von Geist und Körper voraussetzen, wie ein anderes „metaphysisches“ Vorurteil behauptet.

Gab es jemals eine geistlosere Philosophie in der Philosophiegeschichte? War die willkürliche Trennung von Geist und Materie die theoretische Leibspeise jedes gläubigen Empiristen, der in den Wiener Kreis eintreten durfte ?

W. bringt die primitivsten Gedankenwidersprüche nicht auf eine Reihe, was aber die primitivste Voraussetzung wäre, um vernünftig zu vernünftigen Lesern zu sprechen. - Über den sinnlosen Satz, daß uns unsere Sprache (manchmal) „einen Körper vermuten läßt“, wäre aus psychologischen Gründen vielleicht sinnvoll zu reflektieren.

Wie erlebt sich die Psyche eines Menschen, der sein ganzes Welt- und Selbstverständnis an einem Ding namens Sprache aufhängt, das zugleich der eigentliche, wenn auch nur „vermutende“ Geist sein soll? - So gern möchten wir sagen, daß dort, wo kein Körper ist, ein Geist sei. Aber unsere Sprache, genau untersucht, erhebt ein unüberwindbares Veto.]

37. Was ist die Beziehung zwischen Namen und Benanntem? - Nun, was ist sie? Schau auf das Sprachspiel (2), oder ein anderes! dort ist zu sehen, worin diese Beziehung etwa besteht. Diese Beziehung kann, unter vielem andern, auch darin bestehen, daß das Hören des Namens uns das Bild des Benannten vor die Seele ruft,

und sie besteht unter anderem auch darin, daß der Name auf das Benannte geschrieben ist, oder daß er beim Zeigen auf das Benannte ausgesprochen wird.

[Wenn wir den Namen „Hans“ hören und diesen gehörten Namen auf eine uns bekannte Person beziehen, ist dies nicht ein Teil eines Sprachspiels, sondern Teil eines Vorstellungsspiels. Dieses funktioniert zwar nicht mehr ohne das Benennen des Namens, wenn wir uns die Gleichsetzung von Wort *Hans* und Bild *Hans* verinnerlicht haben, dennoch wäre es sinnlos, das freie Vorstellungsspiel (das durch ein Vergessen unterbrechbar, auch auslöschar ist) mit dem, was W. irreführend „Sprachspiel“ nennt, gleichzusetzen.

Noch unhaltbarer wäre, was W. irgendwie vorzuschweben scheint: den Akt des Vorstellens durch den Akt des Benennens zu begründen. Beides ist aber ungetrennt seit Anbeginn jedes normalen Menschenlebens, was W. unmittelbar erfahren hätte, hätte er eigene Kinder gehabt und deren anfangende und spätere „Sprachspiele“ verfolgen dürfen.

Wittgensteins Frage: „Was ist die Beziehung zwischen Namen und Benanntem?“ ist typisch für ein sophistisches Denken, das uns scheinbar quasi-mystisch bedeutsame Fragen ins Ohr raunt. Die stupid-rationale Antwort auf seine pseudonaive Frage lautet daher: ‚Benennen‘ nennen wir die Beziehung zwischen Namen und Benanntem.

Daß diese „Beziehung“ in allen Modi des aktual tätigen Geistes erscheinen kann (erste Nennung, gesprochene und (selbst) gehörte Nennung, weiters erinnerte Nennung und nach zeitweiligem Vergessen auch wiedererinnerte Nennung, weiters geschriebene Nennung usf.) könnte Anlaß sein, weitere geschätzte hundert Beispiele aufzustöbern, um weitere eintausend Sprachspiele zu spielen. Diese Zahl läßt sich leichtfüßig erreichen, da wir den Faktor Verstehen bzw. Verstandenhaben und dessen Zwischenmöglichkeiten noch gar nicht einbezogen haben.]

38. Was benennt aber z.B. das Wort »dieses« im Sprachspiel (8), oder das Wort »das« in der hinweisenden Erklärung »Das heißt...«?- Wenn man keine Verwirrung anrichten will, so ist es am besten, man sagt garnicht, daß diese Wörter etwas benennen. - Und merkwürdigerweise wurde von dem Worte »dieses« einmal gesagt, es sei der eigentliche Name. Alles, was wir sonst »Name« nennen, sei dies also nur in einem ungenauen, angenäherten Sinn.

[Vom Benennen durch Namen ist das Benennen (Aussagen, Behaupten usf.) durch Sätze, die Urteile ausdrücken, ungefähr so unterschieden wie der Same eines Baumes von dessen ganzer Gestalt. W. sieht sich aber als Sprachaufklärer: mittels eines fragmentierten Satzes („Das heißt..“) möchte er uns vor Verwirrung bewahren. Wir sollen nicht irrtümlich annehmen, daß alle Worte der Sprache Namen seien. Eine Annahme, die allerdings nur in seiner eigenen Sprachphilosophie heillose Verwirrung angerichtet hat.

„Dieses“ als zeigender und eigentlicher Name hat allerdings eine lange Tradition in der Geschichte der Philosophie: bestimmte Scholastiker glaubten, an der Kategorie Haecceitas (Diesesheit) einen heiligen Narren gefressen zu haben. Um ein naheliegendes Wittgenstein-Mißverständnis zu vermeiden: Nicht an diesem Terminus-Namen, sondern an dem, was er gemäß scholastischer Annahme bedeuten sollte, haben sie sich gelabt.

Liefert uns Wittgensteins Sprachphilosophie zureichende Beispiele, um zu entscheiden, ob unsere Demonstrativ-Pronomen sinnvolle oder sinnlose Räder am Wagen unserer Sprache sind?]

Diese seltsame Auffassung rührt von einer Tendenz her, die Logik unserer Sprache zu sublimieren - wie man es nennen könnte. Die eigentliche Antwort darauf ist: »Name« nennen wir sehr Verschiedenes; das Wort »Name« charakterisiert viele verschiedene, miteinander auf viele verschiedene Weisen verwandte, Arten des Gebrauchs eines Worts; - aber unter diesen Arten des Gebrauchs ist nicht die des Wortes »dieses«.

[Da sich Wittgensteins Formel, „die Logik unserer Sprache zu sublimieren“ den Mantel eines Verständnis-Tabus umgelegt hat, wollen wir annehmen, sie versuche nicht, uns eine seltsame Auffassung von Logik und Sprachlogik näherzubringen.

„Dieses“ würde demnach nicht Verschiedenes, sondern immer nur dasselbe benennen? Dasselbe nämlich, das im jeweils (dasselbigen) Augenblick vor das Visier unseres Fingers und unserer Augen gerät. Allerdings gebrauchen wir „dieses“ oft im sinnlichen Sprachverkehr unserer Wahrnehmungen: aber keineswegs ausschließlich, sondern auch in allen anderen Modi unseres aktuellen Geistes. Gestern habe ich dieses Buch gekauft, morgen werde ich dieses Buch zu lesen beginnen, im Vorjahr habe ich diese Anzahl Bücher gelesen. Mit einem Wort: „dieses“ ist nicht weniger virtuos benennend als die Namen aller Eigennamen.

Ein fundamentaler Selbstwiderspruch in Wittgensteins Sprachphilosophie „heißt“: Einerseits wird der Sprache ein extramundaner Sonderstatus außerhalb aller Welt reserviert. Wenn sie aber „plötzlich“ ihre ganz eigenen (Wort) Räder und (Satz)Wagen vorführt, die offensichtlich nur der Welt der Sprache angehören, scheint ihnen jeder Wirklichkeitsbezug zu fehlen. Sie scheinen nichts als ein eigenmächtiges Spiel mit Worten und Sätzen sein. „Das“ und „dieses“ werden verdächtigt, sinnlose Fracht an Bord unseres (Sprach)Lebens zu sein. - Ein Verdacht erhebt sich: im Zeitalter der Computerspiele wäre W. nicht in die Falle seiner Sprachspiele gefallen.]

Es ist wohl wahr, daß wir oft, z.B. in der hinweisenden Definition, auf das Benannte zeigen und dabei den Namen aussprechen. Und ebenso sprechen wir, z.B. in der hinweisenden Definition, das Wort »dieses« aus, indem wir auf ein Ding zeigen. Und das Wort »dieses« und ein Name stehen auch oft an der gleichen Stelle im

Satzzusammenhang. Aber charakteristisch für den Namen ist es gerade, daß er durch das hinweisende »Das ist N« (oder »Das heißt ›N«) erklärt wird. Erklären wir aber auch: »Das heißt ›dieses« , oder »Dieses heißt ›dieses«?

[„Erklären“ auf der untersten (für Erwachsene: infantilen) Stufe ist allerdings „dieses“: Einen Behauptungs-Satz wie „Das ist Hans“, bin ich unter Umständen (deren Zahl Legion ist) gezwungen, durch sogenannte deiktische Akte näher zu „erklären“: Unhöflicherweise bin ich gezwungen, mit dem Finger auf Hans zu weisen, obwohl mir meine Sprache viele andere Beschreibungssätze zum „Erklären“ seiner aktuellen Position in Raum und Zeit gönnen würde. Wenn aber Schweigen Gold, Reden nur Silber ist, dann bleibt das hinzeigende Zeigen mit dem Finger die beste aller „Erklärungen.“

Die Nonsens-Erklärungen, die W. liefert, um uns beizubringen, daß und wie „Dieses“ nur „dieses“ heißt, wollen wir beiseitelassen, um nicht abermals die Taferlklasse der „Sinnlichen Gewißheit“ in Hegels „Phänomenologie des Geistes“ aufsuchen zu müssen.]

Dies hängt mit der Auffassung des Benennens als eines, sozusagen, okkulten Vorgangs zusammen. Das Benennen erscheint als eine seltsame Verbindung eines Wortes mit einem Gegenstand. - Und so eine seltsame Verbindung hat wirklich statt, wenn nämlich der Philosoph, um herauszubringen, was die Beziehung zwischen Namen und Benanntem ist, auf einen Gegenstand vor sich starrt und dabei unzählige Male einen Namen wiederholt, oder auch das Wort »dieses«. Denn die philosophischen Probleme entstehen, wenn die Sprache feiert. Und da können wir uns allerdings einbilden, das Benennen sei irgend ein merkwürdiger seelischer Akt, quasi eine Taufe eines Gegenstandes. Und wir können so auch das Wort »dieses« gleichsam zu dem Gegenstand sagen, ihn damit ansprechen - ein seltsamer Gebrauch dieses Wortes, der wohl nur beim Philosophieren vorkommt.

[Nicht beim Philosophieren grassiert der übermäßige Gebrauch der Demonstrativpronomina: es ist die Alltagsprache, und es sind vor allem deren Dialekte, die ihm ungehemmt frönen. In Wien hätte sich W. auch in den „berühmten“ Kaffeehäusern, die der Wiener Kreis zu besuchen pflegte, darüber aufklären können.

Gott spricht nur ein Wort, und schon ist die Sache nicht nur benannt, sondern zuvor schon aus der Finsternis des Nichts ins helle Licht des erscheinenden Existierens getreten. Auf diese wiederhergestellte „Beziehung“ soll der von W. ins Spiel gebrachte Philosoph hoffen: um deswillen versucht er „herauszubringen, „was die Beziehung zwischen Namen und Benanntem ist.“

Deshalb starrt er Stunde um Stunde auf die Flasche am Tisch vor ihm, deshalb hört er dem stundenlang wiederholten Wort „Flasche“ nach. Es kann doch nicht unmöglich sein, der mystischen Quelle dieses Namens näherzukommen. Aber nach einer weiteren Stunde hören wir ihn das Wort „diese“ murmeln, aber auch „diese Flasche“ will ihren Mund nicht öffnen, um aus der Urgeschichte ihrer Namensfindung oder Namensgebung zu

erzählen. Was tun? Vielleicht doch nach einer anderen Art von „Philosophieren“ suchen? (Eine zu leerende Flasche könnte vielleicht helfen.)

Unser Philosoph möchte sich als Wiedertäufer betätigen, aber die entzauberte Welt um ihn herum verweigert sich einem Akt, der mehr, viel mehr, zuletzt mehr als ein Sprachspiel sein möchte. Die Sehnsucht nach einer nichtspielenden Sprache stirbt zuletzt.]

Wie geht es vor sich: die Worte »Das ist blau« einmal als Aussage über den Gegenstand, auf den man zeigt - einmal als Erklärung des Wortes »blau« meinen? Im zweiten Fall meint man also eigentlich »Das heißt ›blau‹ « - Kann man also das Wort einmal als »heißt« meinen, und das Wort »blau« als »ist« » ›blau‹ «? und ein andermal das »ist« wirklich als »ist

[Warum meint W., der Satz „Das ist blau“ könnte nicht nur eine Aussage über einen (blauen) Gegenstand sein, sondern darüber hinaus auch noch eine „Erklärung“ des Wortes blau (hinter oder über oder auch in den Worten des Satzes „Das ist blau“) enthalten? Umso fragen zu können, muß er schon im Vorfeld seines Denkens über die Sprache und deren Gebrauch zwischen einer Welt des „Heißens“ und einer Welt des „Ist“ unterschieden haben.

Aber nicht im gewöhnlichen vernünftigen Sinn, der beide „Welten“ trotz ihrer Unterscheidung in zwei relative Selbständigkeiten nicht trennt, sondern im Sinn einer wirklich *trennenden* Unterscheidung. Diese Trennung, die sein Nominalismus an dieser Stelle vollzieht, ist zugleich nur die Kehrseite seiner anderen Seite, die uns zu überzeugen versucht, daß es letztlich nur die Welt der Sprache wirklich gibt. Denn nur die Sprache ermächtigt uns auszusagen, „was ist.“

Mit einem Wort: W. kennt offensichtlich rein nominale Wortbedeutungen, die unabhängig von den Sachbedeutungen möglich wären.

Eine Meinung, die offensichtlich möglich ist, denn warum sollte der menschliche Geist nicht meinen können, Worte ließen sich (allein nur) durch ihren Bezug auf andere Wörter derselben Sprache definieren? (Zahlen lassen sich doch auch innermathematisch durch ihren Selbstbezug definieren: 5 ist 7-2, 1 ist 2-1. Und alle Spielregeln aller Spiele sind selbstbezüglich definiert. Ein Elfmeter-Strafstoß ist sinnvoll nur innerhalb der Fußballwelt möglich.)

Wir müssen daher nicht wissen, was das Wort „Hans“ gemäß üblichem Sprachgebrauch bedeutet. Ob sich dieses Wort auf eine Biene (nicht Maja), auf einen Esel, auf einen Hund oder einen Menschen bezieht, dies zu wissen ist unnötig, wenn man nur weiß, daß Hans ein Eigenname ist, der sich innersprachlich von Zeitwörtern, Pronomen und allen übrigen Wortarten der Sprache klar und distinkt unterscheidet.

Und auf die Frage: was ist ein Eigenname antworten wir nicht mit der beschämenden Tautologie: Ein Eigenname ist ein Eigenname, sondern: Ein Eigenname ist das, was übrigbleibt, wenn wir den innersprachlichen Sinn aller anderen Wortarten abgezogen haben. Dadurch haben wir eine nichttautologische, eine „sprachvernünftige“ Definition von *Eigenname* erhalten.

Dieses sprachimmanente Negationssystem äußert sich auch sprachpraktisch: Zwischen den Wortarten seiner Sprache wechselt jeder Native-Speaker so perfekt und virtuos wie jedes Tier in den Subsystemen seines Instinktsystems. Womit sich der Unterschied der sogenannten Tiersprachen von jenen der Menschheit (aktuell ca. 6000) auf Null reduziert. Wittgenstein könnte auch als Sprachbiologe firmieren.]

Es kann auch geschehen, daß jemand aus dem, was als Mitteilung gemeint war, eine Worterklärung zieht. [Randbemerkung: Hier liegt ein folgenschwerer Aberglaube verborgen.]

Kann ich mit dem Wort »bububu« meinen »Wenn es nicht regnet, werde ich spazieren gehen« ? - Nur in einer Sprache kann ich etwas mit etwas meinen. Das zeigt klar, daß die Grammatik von »meinen« nicht ähnlich der ist des Ausdrucks »sich etwas vorstellen« und dergl.

[Ob sich Wittgensteins Randbemerkung über einen „folgenschweren Aberglauben“ auf seinen Glauben auf intrinsische Worterklärungen bezieht? Es wäre möglich, daß er beim Korrekturlesen seines Textes das Problematische des Begriffs „Worterklärung“ bemerkt hätte.

Das Kinderwort „bububu“ bedeutete in der Sprache meines Enkelkinds Philipp eindeutig dies: „Luftballon“. Um uns darüber zu verständigen, bedurfte es keiner Worterklärungen aus weiteren Mitteilungswörtern, schon weil sein Sprachschatz auf wenige Worte, die gleichfalls nur Kinderworte waren, beschränkt war. Wie konnte ich dennoch wissen, daß sich „bububu“ eindeutig auf „Luftballon“ bezog? (W. zwingt uns zu sinnschwachen Fragen.)

Allein die Sprache der Gesten, die wir körperlich jederzeit parat haben und die jederzeit zwischen „Fremdsprachigen“ vermitteln, zeigten mir einen Weg zu einem sowohl extrinsischen wie intrinsischen Verständnis des (weltbezüglichen) Wortes „bububu“.

Ob daraus folgt, daß wir nur „in einer Sprache etwas mit etwas meinen“ können, wäre noch zu prüfen. Doch nicht durch den (schändlichen) Trick, zuvor schon alle Inhalte der äußeren Welt und auch die unserer inneren Welten und der daraus folgenden Handlungen als Sprache, als „eigentliche“ Nur-Sprache ausgegeben zu haben.

Es bleibt dabei: es ist hauptsächlich die Welt der Sprache, die uns ermöglicht, Meinungen anderen Meinungsverstehern kundzutun. Bilder,

Zeichnungen, auch Verkehrszeichen, Zeichen von Luftlotsen usf. kämen allerdings ebenso in Frage wie alle Zeichen, durch die die Welt des Militärs Befehle usf. auszutauschen pflegt. - Was aber ist eigentlich eine Meinung? Sind wir nach Wittgensteins Theorem verurteilt, deren Begriff und Realität nur durch ihre offenen oder versteckten Beziehungen auf Wort- und Sprachmodi, in denen das Meinen sprachlich erscheint, zu erörtern?

Gewöhnlich geschieht dies nicht; denn normalerweise beziehen wir „Meinung“ sofort und mit richtiger Intuition auf jene aktuellen Akte unseres Geistes, die entweder mehr oder noch weniger sind als bloße Meinungen. Auch den Trick, alle Behauptungssätze zu Meinungssätzen umzudeuten, sollten wir uns nicht durchgehen lassen.

Wenn uns allein die Grammatik den Unterschied von „meinen“ und „sich etwas vorstellen“ klar machen könnte, wäre dies wie der Versuch, nicht in die Welt der äußeren Dinge hinausgehen zu müssen, um deren Erfahrung zu machen. Wir könnten auch in der Welt der Geometrie und ihrer einfachen und komplexen Figuren und Zeichen verbleiben.]

39. Aber warum kommt man auf die Idee, gerade dieses Wort zum Namen machen zu wollen, wo es offenbar kein Name ist? - Gerade darum.

[Welches „Darum“? - Dachte W., es sei sprachwidrig, daß jedermann, der in einer Sprachgemeinschaft lebt, auch eigene Namen für Sachen und Personen erfinden und aussprechen könne und dürfe?]

Denn man ist versucht, gegen das, was gewöhnlich »Name« heißt, einen Einwand zu machen; und den kann man so ausdrücken: daß der Name eigentlich Einfaches bezeichnen soll. Und man könnte dies etwa so begründen: Ein Eigenname im gewöhnlichen Sinn ist etwa das Wort »Nothung«. Das Schwert Nothung besteht aus Teilen in einer bestimmten Zusammensetzung. Sind sie anders zusammengesetzt, so existiert Nothung nicht. Nun hat aber offenbar der Satz »Nothung hat eine scharfe Schneide« Sinn, ob Nothung noch ganz ist, oder schon zerschlagen.

[Verfügte W. über zureichende Begriffe, um über die Kategorie „eigentlich Einfaches“ auch sachimmanent und daher „philosophisch“ nachdenken zu können? Oder dachte er darüber nur wie der sogenannte „gesunde Hausverstand“, der über die Bedeutung von „eigentlich Einfaches“, noch ehe das Wort verklungen ist, vollkommen Bescheid weiß? Dieser Hausverstand ist es gewöhnt, den Sinn seiner Worte durch eigene Spontaneität, die seines Sprachgebrauchs, zu verstehen.

Der Name soll „eigentlich“ ein „eigentlich Einfaches“ benennen. Muß dann nicht auch der Name selbst etwas Einfaches sein? (W. denkt, kaum verkappt, „abbildungstheoretisch“ – unsere Worte seien ursprünglich Bilder, genaue Abbilder der Dinge, - gewesen oder immer noch seiend.)

Nun ist aber ein Schwert ein ziemlich komplex zusammengesetztes Ding, - und dafür soll der einfache Name „Nothung“ passend sein? Wenn nicht, liege ein sprachlogischer Fehler vor, denn die Meister der Sprache längst schon hätten beseitigen müssen, - scheint W. in diesem Moment seiner „Argumentation“ anzunehmen. Aber es kommt noch verwirrter.

Wäre das Schwert Nothung anders zusammengesetzt als es zusammengesetzt ist, in vernünftigen Worten: gäbe es ein zweites Schwert, das trotz anderer Zusammensetzung gleichfalls „Nothung“ hieße, könnte es nicht als „Nothung“ existieren. Denn die Existenz des Namens, offensichtlich eine sprachliche Existenz, ist schon ein für alle Mal vergeben. Ohne die Frage der Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer doppelten Namenvergabe zu erörtern, wechselt W. sogleich auf die nächste Beispielsebene: Der Satz „Nothung hat eine scharfe Schneide“ habe Sinn, gleichgültig, ob Nothung noch ganz oder schon zerschlagen ist.

Das beschädigte Schwert bereitet W. offenbar ein Sprachproblem, dem jedoch ein Realitätsproblem eingeschrieben wurde. Ein zerschlagenes Schwert, dessen scharfe Schneide erhalten blieb, kann offenbar nur noch ein halbes (wenn überhaupt) Schwert genannt werden. Deshalb könnte es doch immer noch Nothung genannt werden, wie nicht zuletzt die Leichname verstorbener Menschen beweisen, denen wir ihren lebendigen Namen nicht rauben.

Es ist kaum ersichtlich, worauf W. hinaus will. Welche „eigentlich einfache“ Namen für welches „eigentlich Einfaches“ hätte er denn gern? Was wäre nach seiner Sprachlogik als vernünftige Namen für ein intaktes und für ein „zerschlagenes“ Schwert anzuerkennen? - Die scharfe Schneide Nothung hat es nicht davor bewahrt, zerschlagen zu werden. Es wurde halbiert, gevierteilt, vielleicht sogar in die sprachberühmten „tausend Stücke“ zerschlagen. Jetzt ist es ein „eigentlich Vielfaches“, und darf immer noch Nothung genannt werden? Ein Sprachskandal, ohne Zweifel, und unser sprachlogischer Sprachpolizist muß nun amtshandeln.]

Ist aber »Nothung« der Name eines Gegenstandes, so gibt es diesen Gegenstand nicht mehr, wenn Nothung zerschlagen ist; und da dem Namen dann kein Gegenstand entspräche, so hätte er keine Bedeutung. Dann aber stünde in dem Satz »Nothung hat eine scharfe Schneide« ein Wort, das keine Bedeutung hat, und daher wäre der Satz Unsinn. Nun hat er aber Sinn; also muß den Wörtern, aus denen er besteht, immer etwas entsprechen. Also muß das Wort »Nothung« bei der Analyse des Sinnes verschwinden und statt seiner müssen Wörter eintreten, die Einfaches benennen. Diese Wörter werden wir billigerweise die eigentlichen Namen nennen.

[Der einfache Grund für Wittgensteins irrende Argumentation lautet: Er kann die Erinnerung an Etwas nicht als „etwas Entsprechendes“ für Worte und Sätze der Sprache denken. - Viele Dinge existierten, die nicht nur zerschlagen, sondern gänzlich in der Geschichte verschwunden sind und dennoch ihren Namen, oft auch dessen Geschichte, nicht verloren haben.

Darunter viele Schwerter von Heroen, die mit ihrer Waffe mehr Glück hatten, als Siegfried mit seinem „Nothung“. Weil den „scharfen Schneiden“ der Schwerter in allen Rittersagen keine Realität mehr entspricht, daher hätten diese Wörter und a fortiori die Eigennamen verblichener Schwerter keine Realität mehr?

Man bedenke, just ein Denker, der ständig die Eigenrealität der Sprache betont, diese oft auch über alle empirische Realität stellen möchte, kehrt doch immer wieder zu seinem empirischen Anfangstrampolin zurück – zum Substrat eines wortlosen Dinges-an-sich.)

Es bleibt völlig unklar, welche Wörter W. meint, die einzig und allein die Ehre haben sollen, „billigerweise die eigentlichen Namen zu nennen.“ („Billigerweise“ ist bekanntlich stark veraltet; es leitet sich vom juristischen „billigermaßen“ ab, - ein juristischer Terminus, der die begründete Rechtmäßigkeit einer Forderung oder Strafe ausspricht.)

Den Gedanken, daß alle historisch gewordenen Wörter verschwinden sollten, weil ihnen keine Realität mehr entspricht, hätte Nietzsche wohl als einen Gedanken des „Letzten Menschen“ erkannt.]

40. Laß uns zuerst über den Punkt dieses Gedankengangs reden: daß das Wort keine Bedeutung hat, wenn ihm nichts entspricht. - Es ist wichtig, festzustellen, daß das Wort »Bedeutung« sprachwidrig gebraucht wird, wenn man damit das Ding bezeichnet, das dem Wort ›entspricht‹. Dies heißt, die Bedeutung eines Namens verwechseln mit dem Träger des Namens. Wenn Herr N. N. stirbt, so sagt man, es sterbe der Träger des Namens, nicht, es sterbe die Bedeutung des Namens. Und es wäre unsinnig, so zu reden, denn hörte der Name auf, Bedeutung zu haben, so hätte es keinen Sinn, zu sagen »Herr N. N. ist gestorben«.

[Nehmen wir W. beim Wort: Wer meint, mit dem Wort ‚Sonne‘ das Ding „Sonne“ zu bezeichnen, gebrauche das Wort „Bedeutung“ sprachwidrig. (W. spricht vom *Wort* „Bedeutung“ *nicht* von der Kategorie „Bedeutung.“ Kategorienloses Sprechen zu erreichen, sei es als eigentlicher Grund der Sprache oder als künftiges Ideal eines neuen Sprachgebrauchs, ist das „eigentliche“ Ziel von Wittgensteins Sprachnominalismus.)

Doch demjenigen, der das Wort Sonne für die reale Sonne gebraucht, unterstellt W. eine nicht nur sprachlogische, sondern auch eine kategoriale Widrigkeit: Nicht nur ein Wortverbrechen, sondern auch ein Denkverbrechen. Denn er selbst unterscheidet genau zwischen der „Bedeutung eines Namens“ und dem „Träger eines Namens.“

Und da der Träger (die Sonne, der Mensch?) doch wohl der realen Welt angehört, muß der andere Faktor (die „Bedeutung eines Namens“) mehr sein als nur das Wort eines Namens, mehr sein als nur ein Attribut des Wortträgers Mensch. (Die Sonne bedarf keiner Wortträger und auch keiner

Worte, die auf ihr landen. Sie existierte bereits, als es noch keine Träger gab.)

Wären Realität und Sprache, wäre die „Bedeutung“ von realer Realität und gesprochener Realität so getrennt, wie W. behauptet, könnten sie nicht um die lockende Sinnpalme rittern: nicht um den Sinn von einer real existenten Sonne, nicht um den Sinn des Sprechens von und in Sonnenworten, beide wären durch ein Loch in der Welt getrennt.

Also gilt vernünftigerweise, daß die Sprache zur Welt gehört, und daß jeder Mensch, der sie verloren hat, nicht nur sprachlich desorientiert sein oder werden muß, er wird auch seine Weltorientierung verlieren.

Ohne Zweifel wird mit dem Satz, „Das dort ist die Sonne“, (er sei zur Sinn-Sicherung von einem zeigendem Finger begleitet), ein zur Sonne figurativ hochfliegender Name dem „realen Träger“ Sonne (in jeder Sprache anders benannt) zugeführt. Ein figurativer Flug, der bedeutungslos wäre, würde er sein Ziel nicht erreichen.

Will nun W. behaupten, dieser Akt sei bedeutungslos, etwa weil er nur „figurativ“ sei, fällt er in die Grube, die er sich selbst gegraben hat. Er wollte uns zu einem weltlosen Reden mittels bedeutungsloser Worte auffordern, konnte dies aber selbst nur durch bedeutende („sprachkritische“) Worte und Sätze mitteilen. Daraus folgt: Worte nur als Worte verstehen, ist noch kein Verstehen von Worten.

Man könnte sagen: Wörtern als Wörtern fehlt das Organ des Verstehens. Wer dies nicht versteht, überprüfe den Sinn seiner Worte und Sätze, und diese Prozedur (eine nicht weniger „kritische“) wird er nicht durch das Wort „Sinn“ und dessen grammatische Familienmitglieder durchführen können.

Um die Sophistik seines Sprachbeispiels zu verdecken, wählt W. (wieder einmal) ein Begleitbeispiel, das nur verwirrt, nicht „kritisch“ erklärt. Das Sterben oder vielmehr Nichtsterben des Namens Sterbender oder Verstorbener sei das Problem. Denn mit dem Tod des Trägers des Namens sterbe keineswegs die Bedeutung des Namens. Jetzt behauptet W. das genaue Gegenteil von vorhin: Erinnerung an Vergangenes sei keine substantielle Grundlage für Worte, die das Vergangene zu benennen erlaubten. „Siegfrieds Nothung“ seien sinnlose Worte geworden.

Wo keine Realität (mehr), da sei keine sinnvolle Sprache. Wo Worte und Sätze bestimmte Realitäten als ihre Bedeutungen behaupten, gleichfalls: keine sinnvolle Sprache. Sinnlos, einen in der Sonne verglühten Kometen (immer noch) durch einen eigenen Namen zu würdigen, sinnlos, einen (noch)real die Sonne umkreisenden Kometen durch einen Namen zu würdigen, der ihn von allen anderen Kometen und Himmelskörpern unterscheiden soll.

Man sollte meinen, die Geheimsprachen unserer Geheimdienste könnten noch am ehesten dem entsprechen, was sich W. unter *Sprache* vorstellt und konstruiert. Geheimsprachen sollen bekanntlich unverständlich sein für alle, denen der Code zu ihrer Entschlüsselung nicht mitgeteilt wird. Doch bleibt das Problem bestehen, daß auch Geheimsprachen auf Realsprachen bezogen bleiben.

Wollen sie doch, nicht aus Spaß- und Spielverlangen, sondern in aller Regel in der Ernstlage eines Krieges oder des immerwährend bedrohten Friedens jedes Staates, sinnerfüllte Gegenstandsaussagen (Beobachtungen über Gefahren, Befehle zu militärischen Zwecken) formulieren und kommunizieren, die den Feinden unverständlich bleiben sollen.

Diesen Rückbezug auf sinnerfüllte Realsprachen könnte man allerdings versuchen zu tilgen, indem man einen Wettbewerb für Geheimsprachler ausruft: letzte Chance der Wittgenstein-Sprache, das Licht der Welt zu erblicken. Nehmen daran zwölf Interessierte (Profis und Amateure) teil, startet der Wettbewerb mit zwölf Geheimsprachen, deren Aufgabe wäre, einander so rasch wie möglich zu entschlüsseln.

Jede dieser Sprache wäre aber eine wirklich selbstreferentielle Sprache im Sinne Wittgensteins: ihre Wörter bedeuten keine realen Gegenstände, sondern nur sich selbst, indem sie durch andere Wörter auf sich selbst verweisen, die gleichfalls nur sich selbst bedeuten und wiederum durch ihre anderen Wörter als Wörter ausweisbar wären. Identische Sätze der Normalsprache: eine Rose ist eine Rose, dieses Pferd ist dieses Pferd usf. wären demnach möglich, etwa durch die Einführung von Wortarten, die durch die Anzahl ihrer Buchstaben definiert sind.

Worte mit sieben Buchstaben (es dürfen auch neue oder fremdkulturelle sein) wären *eine* Wortklasse; Worte mit fünf Buchstaben wieder eine *andere* Klasse. Im Code wird die Anzahl erlaubter Wortklassen festgelegt. Die Kopula „ist“, die in Wortsprachen jedes Wort mit seiner durch es ausgedrückten Realität verbindet, müßte natürlich eine identische Buchstabenfolge (möglichst schwer zu entziffern) erhalten, und schon wären synthetische Sätze mit nichtidentischen (verschiedenen) Wörtern möglich. (Scheinbar knien wir wieder wie Jean-François Champollion vor dem Stein von Rosette und rätseln über unentzifferbar erscheinende Hieroglyphen. Doch diesmal ohne Aussicht auf Erfolg.)

Mit einem Wort: Gleichberechtigte selbstreferentielle Wortsprachen wären durchaus denkbar, aber wie und wozu sollen sie sich worüber verständigen? Das demonstrierte Beispiel führt eine *reductio ad absurdum* vor, und ihrem vernichtenden Urteil über referenzlose (unwirkliche) Sprachen, wird kein vernünftiger Mensch zu widersprechen versuchen.

Folglich müßte man zu einer gemäßigten Variante des Geheimsprachenspiels übergehen, in der eine normale oder künstliche

Sprache (Esperanto) den Part der Mitte spielt. Denn zumindest eine als nichtbeliebig in die Mitte gesetzte Sprache ist nötig, um beliebigen Sprachen ihr temporäres Spielchen zu ermöglichen.

Mit einem Wort: auch vollständig künstlich erfundene Wortsprachen, deren Worte nur wieder andere Worte bedeuten, bedürfen, um mit- oder gegeneinander spielen zu können, einer Nicht-Spielsprache.]

41. [1] Im § 15 haben wir in die Sprache (8) Eigennamen eingeführt. Nimm nun an, das Werkzeug mit dem Namen »N« sei zerbrochen. A weiß es nicht und gibt dem B das Zeichen »N«. Hat dieses Zeichen nun Bedeutung, oder hat es keine? - Was soll B tun, wenn er dieses Zeichen erhält? - [2] Wir haben darüber nichts vereinbart. Man könnte fragen: was wird er tun? Nun, er wird vielleicht ratlos dastehen, oder A die Stücke zeigen. Man könnte hier sagen: »N« sei bedeutungslos geworden; und dieser Ausdruck würde besagen, daß für das Zeichen »N« in unserm Sprachspiel nun keine Verwendung mehr ist (es sei denn, wir gäben ihm eine neue). »N« könnte auch dadurch bedeutungslos werden, daß man, aus welchem Grund immer, dem Werkzeug eine andere Bezeichnung gibt und das Zeichen »N« im Sprachspiel nicht weiter verwendet. - [3] Wir können uns aber auch eine Abmachung denken, nach der B, wenn ein Werkzeug zerbrochen ist und A das Zeichen dieses Werkzeugs gibt, als Antwort darauf den Kopf zu schütteln hat. - Damit, könnte man sagen, ist der Befehl »N«, auch wenn dieses Werkzeug nicht mehr existiert, in das Sprachspiel aufgenommen worden, und das Zeichen »N« habe Bedeutung, auch wenn sein Träger zu existieren aufhört.

[[1]Der Wortname des Namens „N“ sei Hammer; der Name von A sei „Hans“, und der Name von „B“ sei „Otto“, und der Werkzeugname Hammer wird auch als „Zeichen“ Hammer gehandelt oder gespielt: Wittgensteins Sprachspiel macht einen Test auf die, seiner Meinung nach äußerste Fragwürdigkeit der Wirklichkeit von Zeichen und Namen. (Schon daß er Personen unter A und B einführt, „bedeutet“, daß er sie wie Spielsteine hin und herschieben möchte.)

Der Hammer sei zerbrochen, was aber Hans nicht weiß, weshalb er dem Otto, man weiß nicht wie, nicht einen nur vermeintlichen Hammer reicht, sondern das falsche „Zeichen“ Hammer. Der Eigename „Hammer“ sei hinfällig geworden, denn dieser sei „zerbrochen.“

W. fragt nicht, wie und wodurch a) der Blick von A (Hans) auf den Hammer so getäuscht werden konnte, daß der dessen Zerbrochensein nicht bemerkte, und er hat ein Problem damit, daß der nichtwissende Hans dennoch meint und seinem Otto verkündet: das ist ein Hammer. („N.“)

Wieder das alte Spiel Wittgensteins: er konstruiert eine Situation, deren Konstruktion mehr als fragwürdig ist, und leitet aus dieser eine Hamletfrage an das Wort „Hammer“ ab: Hat dieses Wort – notabene in dieser Situation einer objektiven Täuschung - eine Bedeutung oder hat es keine mehr? Hat

Hans, obwohl er nicht weiß, daß der Hammer zerbrochen ist, gelogen, als er seinem Otto mitteilte, hier liege ein Hammer? (Aber diese moralische Seite seiner inszenierten Sprachhandlung interessiert W. durchaus nicht.)

Ihn interessiert einzig die Frage, ob wir, von der Realität getäuscht, einen für wahr angenommenen Namen, weiterhin für wahr halten und nehmen und weiterreichen dürfen, obwohl der Name durch einen unbemerkten Vorfall in der Realität unwahr wurde.

Wobei W. systematisch von der Realität ablenkt und meint, allein durch Analyse der Wortbildung in Hans und der Wortweiterreichung an Otto das Problem eines „eigentlich“ falsch geworden Namens lösen zu können. Unnötig zu ergänzen, daß kein vernünftiger Mensch und getäuschter Hammerbesitzer den Umweg Wittgensteins über die Sprache nehmen wird, um seinen Irrtum, der nicht zu einer Lüge, sondern nur zu einem Mißverständnis führte, aufzuklären.

Er wird den täuschenden Hammer kräftig verfluchen und zugleich wissen, daß Irrtum und Falschaussage nicht auf die Kappe des Hammers, noch weniger auf die Kappe der Sprache und ihres Gebrauchs geht. Und kaum noch verwunderlich, daß kauzige Sprachspiele dieser Art unter Wittgensteins Verehrern als geniale Philosophie gehandelt wurden. Durch die Verwirrung und Vermischung der beteiligten logischen Ebenen von Sprache und Realität, geht der Überblick verloren, und der Empfänger kann am Getränk des Barmixers nicht mehr unterscheiden, aus welchen Ingredienzen der famose Drink zusammengebraut wurde.

[2] Was hätten Hans und Otto vereinbaren sollen, um das Mißverständnis zu vermeiden? Einen anderen Sprachgebrauch? Welchen? Warum sollte der simple Gebrauch des Namens „zerbrochener Hammer“ nicht genügen, wenn Otto dem Hans die Stücke des zerbrochenen Hammers zeigt? Darf „Stück“ und „Stücke“ in unserem Hammerspiel keine Mit- oder Nebenrolle spielen?

In der Realität (die sich W. absichtlich hat entgleiten lassen) erregen sich weder Hans noch Otto über die Frage, ob der Name Hammer angesichts dessen Schicksals (kein ganzer mehr zu sein) noch brauchbar ist. Sie haben einzig ein Interesse daran, die Ursache des Unglücks zu erforschen und danach zu beraten, ob das arme Ding noch zu retten (reparieren) ist, und wenn nicht, wo der nächste Baumarkt liegt, um einen neuen Hammer, der seinen vollen Namen noch verdient, nicht weil die Verkäufer nur volle Namen verkaufen, zu kaufen. Für einen ganzen Hammer gäben sie ein Pferd oder ein Königreich.

[3] Die letzte Spielvariante, die sich W. im Umkreis des Hammerproblems ausdenkt, ist vielleicht am stärksten absurditätsaffin. Hans und Otto verzichten („aus welchem Grund auch immer“) auf den Namen „Hammer“ und ersetzen ihn durch einen anderen. Ein Verzicht zwar, der in der umgangssprachlichen Realität wohl kaum jemals vorkommen wird. Aber

warum sollen Sprachphilosophen nicht mit freischwebenden Gedanken experimentieren dürfen?

An eine multikulturelle Variante des Verzichtes auf liebgewordene Sprachgewohnheiten scheint W., obwohl im „Vielvölkerstaat“ der k. u. k. Monarchie aufgewachsen (seit 1889), noch nicht gedacht zu haben: Nach dem Zweiten Weltkrieg strömten Gastarbeitermassen aus Italien und dem Balkan ins deutschsprachige Kulturgebiet und importierten – nolens, volens – neue Hammerausdrücke auf die Baustellen Mittel- und Nordeuropas.

Der Tschusch (österreichischer Kosename für arbeits- und inländerfreundliche Balkan-Ausländer) wird seine liebe Not mit den deutschen Ausdrücken für Hammer, (je nach Dialekt sehr unterschiedlich ausgesprochen) nicht nur unter den Seinen unter allen Mitarbeitern anvertraut haben.

Irgendwann aber wurde sein Sprachverhalten, nicht „integriert“, sondern wirklich und vernünftig assimiliert, – er lernte auf alle balkanischen Hammerausdrücke im Umgang mit den deutschsprachigen Eingeborenen zu verzichten. Nicht aus Spielfreude, sondern aus Überlebensnotwendigkeit. (Der Grundsatz „Integration ist keine Einbahnstraße“ wurde ihm noch nicht zum Kelch gereicht.)

W. aber ist damit beschäftigt, einen Hammerverzicht vorzudemonstrieren, um ein scheinunschuldiges Namensgebilde, das nichts als Lug und Trug, nichts als eine Konstruktion voller Schein und Willkür sein könnte, experimentell zu dekonstruieren. Den Hammer durch ihn selbst in tausend Stücke zu hämmern, dazu gibt es keine sprachphilosophische Alternative.

Da W. vortäuscht (sich und den Seinen) zwischen vollständig existierendem und nicht mehr existierendem Hammer keine Zwischenzustände von Hammer zu kennen, fallen nach seiner düster einfältigen Schwarz-Weiß-Logik auch alle lädierten Hämmer unter sein Denk- und Sprechverbot.

Erfolgt somit ein Befehl, – denn ein Befehl soll es sein –, der den Gebrauch eines lädierten Hammers ins Spiel bringt, soll der Befohlene spielgefälligst seinen Kopf hin- und herschütteln, um mittels dieses neuen Zeichens eine Sprachäußerung mit Namensrang ins Spiel zu bringen. Der neue Name ist ein gleichsam choreographischer, und wohl nur Karl Valentin besaß das Ingenium, aus dieser Szenerie einen Sketch zu formen, der den Ansprüchen des modernen Kabarettis genügt.

Aus der Biographie Wittgensteins ist dessen autistische Kindheit bekannt. Er beginnt erst mit vier Jahren zu sprechen und seine „bizarren Verhaltensweisen“ gingen in das „Bild einer postautistischen Persönlichkeit“ ein, deren Anekdoten nichtsdestotrotz die Ehre widerfuhr, in der Schatzkiste der modernen Philosophiegeschichte gesammelt zu werden.

Da es jedoch unmöglich ist, zwischen autistischen Persönlichkeitsstrukturen und philosophischen Irrwegen eine monokausale Erklärungskette zu knüpfen, bleibt die Behauptung, Wittgenstein habe sich aus Selbstschutz gegen die reale Welt und deren reale Sprache(n) eine eigene (Sprach)Welt gezimmert, eben das, was sie ist: die Behauptung eines Behauptungssatzes. Und wie W. mit deren Logik und „Bedeutung“ verfährt, dürfte klar geworden sein.

Nur vereinzelt finden wir in der „epochalen“ Wittgenstein-Forschung den Vorschlag, gewissen Spuren eines „engen Zusammenhanges“ zwischen dem „lebensgeschichtlichen Schicksal“ und dem sprachphilosophischen Denken des später weltberühmten Wiener Philosophen nachzugehen. (Christian Schneider: Der sprachlose Philosoph. Ludwig Wittgensteins Philosophie als lebensgeschichtliche Selbstreflexion. Würzburg 2020.)]

42. Aber haben etwa auch Namen in jenem Spiel Bedeutung, die nie für ein Werkzeug verwendet worden sind? - nehmen wir also an, »X« sei so ein Zeichen, und A gäbe dieses Zeichen dem B - nun, es könnten auch solche Zeichen in das Sprachspiel aufgenommen werden, und B hätte etwa auch sie mit einem Kopfschütteln zu beantworten. (Man könnte sich dies als eine Art Belustigung der Beiden denken.)

[Eine jener typischen Wittgenstein-Fragen, die unterstellen, sie wären erstens sinnvoll, und unsere Versuche, sie zu beantworten, würden uns zweitens in tiefeschürfende Philosophen moderner Provenienz verwandeln.

W. übersieht, daß der Name „Werkzeug“ lediglich einer metaphorischen und logischen Erweiterung bedarf, um „Namen“, an die gewöhnlicherweise kein Mensch denkt, wenn er an Werkzeuge denkt, in die gesuchte Liste der noch nicht verwendeten Werkzeugnamen und deren Begleiter-Namen aufzunehmen. Gras und Milch sind „Werkzeuge“, jenes für unsere Kühe, weil ihre wiederkäuende Verdauung ohne Gras nichts Artgerechtes zum Beißen hätte. Und mit Milch wurde ein Werkzeug für unsere Verdauung entdeckt, das die Menschheit schon lange Zeit am Leben erhält.

Die metaphorische Erweiterung von „Werkzeug“ allein genügt keineswegs, um Namen zu finden, die für Werkzeuge vermeintlich noch nie „von Bedeutung“ waren. Wittgensteins unhaltbarer Versuch, Sprache und Sprachgebrauch ohne den Gebrauch der Kategorien von Vernunft und Verstand für möglich zu halten, ist der unheilbare Geburtsfehler seiner Sprachphilosophie. Ein Beispiel zur Warnung und Erleuchtung: die Relation Mittel-Zweck stand bereits bei der Geburt des Wortes „Werkzeug“ Pate. Ein Namengeber, der sich allerdings vornehm zurückhält. Er erscheint nicht namentlich zur Feier des Tages.

Immerhin: An der Fabrikation von „Kopfschüttelwörtern“ scheint W. das Absurde seines erfundenen Sprachspiels aufgefallen zu sein: Man könne dieses Spiel als „eine Art Belustigung“ der Teilnehmer betrachten. Sollen wir Hans und Otto fragen, was sie von dieser „Art Belustigung“ halten? Die beiden Buchstaben-Autisten „A“ und „B“ lassen sich jedenfalls nicht befragen.

Weil W. die logischen Verhältnisse, die allen Beziehungen der Worte innerhalb ihrer Sätze und allen (Einzel)Sätzen innerhalb ihrer Satzfolgen vorausliegen, ausblendet, denkt er wie ein Teppichknüpfer, dessen Teppiche orientalische sein sollen: zum durch die Lüfte fliegen geeignet.]

43. Man kann für eine große Klasse von Fällen der Benützung des Wortes »Bedeutung« - wenn auch nicht für alle Fälle seiner Benützung - dieses Wort so erklären: Die Bedeutung eines Wortes ist sein Gebrauch in der Sprache. Und die Bedeutung eines Namens erklärt man manchmal dadurch, daß man auf seinen Träger zeigt.

[Hätte W. an das Prädikat dieses Behauptungssatzes „... ist sein Gebrauch in der Sprache“ die simple Was-ist-Frage gestellt, wäre ihm das Dürftige und nur scheinbar Bestimmte seiner Definition aufgefallen. Er denkt eine „diverse“ Gattung als real ontologische Gattung: abertausend Gebräuche ergeben abertausend Bedeutungen und umgekehrt. Besser scheint man Bedeutung und Gebrauch nicht (mehr) definieren zu können.

Daher fällt ihm die sinnlose Tautologie seiner kindischen Gleichung: Bedeutung= Gebrauch nicht auf. Er verhält sich wie ein Rehkitzlein, das die Zitzen einer Plastikattrappe von Mutterreh für wirkliche hält. Das Kitzlein kann noch so oft nach den künstlichen Zitzen schnappen: keine Milch entfließt der bedeutungslosen Zitze.

Oder anders: woher weiß der auf den Träger Zeigende, daß dieser Träger seines Namens Träger ist? Niemals durch den Träger allein. Also ist es sinnlos, die (nominalistische) „Bedeutung“ des Namens durch Hinzeigen auf den Träger des Namens „erklären“ zu wollen. Und wenn ein Träger durch Hinzeigen auf sich selbst und gleichzeitiger Selbstbenennung durch einen neuen (Künstler)Namen aktiv wird, müßte dieser sehr originell ausfallen, um ein nicht von der Muttersprache geborgter zu sein.]

44. Wir sagten: der Satz »Nothung hat eine scharfe Schneide« habe Sinn, auch wenn Nothung schon zerschlagen ist. Nun, das ist so, weil in diesem Sprachspiel ein Name auch in der Abwesenheit seines Trägers gebraucht wird. Aber wir können uns ein Sprachspiel mit Namen denken (d. h. mit Zeichen, die wir gewiß auch »Namen« nennen werden), in welchem diese nur in der Anwesenheit des Trägers gebraucht werden; also immer ersetzt werden können durch das hinweisende Fürwort mit der hinweisenden Gebärde.

[Das Schwert des besiegten Hectors erhielt sofort nach seiner Niederlage gegen Achilles und somit eigentlich durch diese selbst einen sogar gesteigerten Sinn. Wie die Erzählung der Illias und deren Tradierung durch die Jahrhunderte bewiesen hat. - Die allermeisten Träger ihres Namens sind entweder schon zu Lebzeiten oder nach ihrem Tod „abwesend“ nichtabwesend. Wäre dem nicht so, würde sich kein Literat die Finger wund schreiben oder klopfen, um für seinen Namen Ruhm und namentliche Unsterblichkeit zu erringen.

Aber wieder geht W. nicht auf diese interessante Dialektik ein, daß Namen ihre Träger überleben doch zugleich nicht überleben, weil sie nur als Name, vermittelt durch ihre Werke oder Taten, die auch Schandtaten sein können, überleben. Der Name des größten Verbrechers steht dem Namen des größten Wohltäters nicht an Überlebenskraft nach.

Doch W. eilt bereits zum nächsten Sprachspiel: Das Fürwort „Du“ wäre das Zeichen und der Name für einen anwesenden Träger; kaum wäre die Du-benannte Person aus unseren Augen, dürften wir sie nicht mehr Du nennen. Worin sollen hier Spaß und Spiel bestehen? Sollen wir auf unseren Handys eine akustische Stoptaste für das Namenkürzel „Du“ einprogrammieren lassen?

W. hat Probleme, die einfachsten Wortunterschiede der Wortnamen genau zu definieren. Ein Fürwort soll und kann den Eigennamen ersetzen, weil dessen Dauernennung für den Träger und seinen Kumpan unerträglich wäre. Hat sich W. mit den in jeder Muttersprache mitlaufenden Höflichkeitsmechanismen nicht beschäftigt? Was für ein Feld an unerschöpflichen und sogar wirklichen Sprachspielen ist ihm entgangen!]

45. Das hinweisende »dieses« kann nie trägerlos werden. Man könnte sagen: »Solange es ein Dieses gibt, solange hat das Wort ›dieses‹ auch Bedeutung, ob dieses nun einfach oder zusammengesetzt ist.« - Aber das macht das Wort eben nicht zu einem Namen. Im Gegenteil; denn ein Name wird nicht mit der hinweisenden Geste verwendet, sondern nur durch sie erklärt.

[Daß Namen nicht durch „hinweisende Gesten“ erklärt werden, ist bereits geklärt. - Das der (Nicht)Name „dieses“ nie trägerlos sein könne, lautet die nächste Hypothese der Institution Sprachspiel. Auch hier rechnet W. nicht mit der überragenden Listigkeit und Vernunftvirtuosität der Sprache. Der Satz: „Dieses Dingsda, von dem wir seit zehn Minuten reden, ohne zu wissen, was wir meinen, weil uns der Name des Dings entfallen ist...“, ist jedenfalls kein sinnloser Satz, obwohl dem „dieses“ sein Träger anscheinend verloren ging.

Also gilt: jede Wortsprache befreit ihre Anwender von der Mühsal, ständig mit hinweisenden Gesten reden müssen. Und ohne glauben zu müssen, die gebrauchten Namen und Wörter durch Gesten erklären zu können und zu müssen, wenn er unter seinen Native-Speaker-Kumpanen redet.

Funktioniert unsere Wortsprache in einer Art und Weise, von der W. nicht einmal träumen konnte?

Aber W. hat en passant ein Problem der alten Philosophie aufgeschnappt, vermutlich erinnerte er sich plötzlich einer unverdauten Lesefrucht. „Einfach oder zusammengesetzt“ lautete die philosophische Frage zwischen Descartes, Spinoza und Leibniz an die ehrwürdigen Monaden. Mit einer grammatikologischen Wortargumentation fügt sich W. nun (scheinbar) in diese Problemdiskussion ein. Er meldet: Dort das Ding „Dieses“, hier das Wort „dieses“, und „dieses“ behalte seinen Sinn, gleichgültig ob die Dinge („Träger“) einfach oder zusammengesetzt ist.

Es ist wahr: kein Ding trägt ein Namensschild vor sich her, das uns erklärt, ob es einfach oder zusammengesetzt ist. Und auch den Philosophen wollte es nicht gelingen, im irdischen Reich der Dinge ein brauchbares Oder-Kriterium zwischen Einfach und Zusammengesetzt zu finden.

Dieses Schicksal hätte W. teilen müssen, sollte er wirklich die Absicht gehabt haben, die Differenz von Einfach versus Zusammengesetzt als Kriterium für die Objektivität unserer Wort-Aussagen einzuführen. Habe er doch gar nicht, würden seine Freunde einwenden, W. erklärt doch ausdrücklich, daß „dieses“ für alle „Diesen“ gilt, für die ganz einfachen wie für die beträchtlich komplexen.

Aber woher weiß er, daß diese „Namen“ (deren guter alter Name „Demonstrativpronomen“ lautet) sinnvoll auf alle Dinge zutreffen, sinnvoll alle „benennen“, sinnvoll und glaubwürdig im Kleid dieser (!) einfachen Worte („dieses“ und „jenes“, „das“ und „dies“ usf.) auf der Bühne der Sprache erscheinen können?

W. wird „dieses“ doch nicht zeitlebens mechanisch nachgesprochen haben? Sollte sich das „Spiel“ der Sprache mit ihren Kindern (Native Speaker) jenseits aller Sprachspielvorstellungen „abspielen?“

Wer den sprachlogischen Sinn der Demonstrativ- und aller anderen Worte nicht aus dem hinzeigenden Verweisen und auch nicht aus dem Geist der Wortsprache „erklären“ kann, was haben wir von diesem „Erklärer“ noch zu erhoffen und zu erwarten? Immer nur weitere Sprachspiele und Sprachspiele ohne Anfang und Ende?]

46. Was hat es nun für eine Bewandnis damit, daß Namen eigentlich das Einfache bezeichnen ? -

Sokrates (im Theätetus): »Täusche ich mich nämlich nicht, so habe ich von Etlichen gehört: für die Urelemente - um mich so auszudrücken - aus denen wir und alles übrige zusammengesetzt sind, gebe es keine Erklärung; denn alles, was an und für sich ist, könne man nur mit Namen bezeichnen; eine andere Bestimmung sei nicht möglich, weder die, es sei, noch die, es sei nicht Was aber an und für sich ist, müsse man

.... ohne alle anderen Bestimmungen benennen. Somit aber sei es unmöglich, von irgend einem Urelement erklärungsweise zu reden; denn für dieses gebe es nichts als die bloße Benennung; es habe ja nur seinen Namen. Wie aber das, was aus diesen Urelementen sich zusammensetzt, selbst ein verflochtenes Gebilde sei, so seien auch seine Benennungen in dieser Verflechtung zur erklärenden Rede geworden; denn deren Wesen sei die Verflechtung von Namen.« Diese Urelemente waren auch Russell's ›individuals‹, und auch meine ›Gegenstände‹ (Log. Phil. Abh.).

[Der rührende Aberglaube an ein „Einfaches“, das sich vom „Zusammengesetzten“ entweder vor aller Sprache oder auch innerhalb der Sprache absondern lasse, erstaunt nicht mehr. Ebenso nicht, daß W., wie ein bemühter Gymnasiast, eine Lesefrucht aus den Gefilden der antiken Philosophie herbeischafft, um sich Klarheit über das vermaledeite Einfache oder „eigentlich Einfache“ zu besorgen.

Offensichtlich hatte Wittgenstein, immerhin ein Philosoph, im 20. Jahrhundert sogar der „berühmteste Philosoph“, die Entwicklung der beiden Fundamentalbegriffe seit Descartes, Spinoza und Leibniz „verschlafen“ und auch keine (Lebens) Zeit gefunden, um auch noch die weitere Geschichte des Kategorienpaares in der europäischen Aufklärung (in Frankreich, England und Deutschland) oder gar - *horribile dictu* - im „deutschen Idealismus“ zu verfolgen. Solcherart mit philosophischer Nullbildung ausgestattet, macht er sich nun in Platons Theaitetos schlau. Und keinem der zahllosen Wittgenstein-Experten des 20. Jahrhunderts wären diese Idiosynkrasien ihres Lieblingsphilosophen aufgefallen?

Auffällig, wie überdeutlich Platon zwei Vorbedingungen betont, unter deren Klauseln alle nachfolgenden Behauptungen, die er über das Einfache äußern wird, vielleicht Geltung und Gültigkeit beanspruchen könnten.

Platon ist es sichtlich peinlich, diesen Ausdruck („um mich so auszudrücken“) in den Mund zu nehmen. Allzu ungesichert erscheinen ihm die aufzusuchenden Prämissen und allzu problematisch die aus den fraglichen Urelementen folgenden Konsequenzen.

Aber W. verkennt, daß er sich nun im Gefilde der (antiken) Ontologie befindet, die weit davon entfernt war, ihren Seinsbegriffen lediglich den Status von Namen zuzusprechen. Daß man das Anundfürsichseiende „nur mit Namen bezeichnen könne“ zitiert W. mit dem Genuß eines Sophisten, der glaubt, durch glücklichen Zugriff in die Schatzkiste der Philosophiegeschichte seinen eigenen Begriffsnominalismus begründen zu können.

Beim Namen „Idee“ hat sich Platon nicht bei einer Reflexion über Gebrauch einfacher und zusammengesetzter Namen aufgehalten, als er den Status seiner Begriffsnamen durch deren eigene Bestimmungen definierte. Daß er dabei auf ein ontologische „Ursystem“ stieß, ist zuzugeben, ebenso, daß dieses schon bei Aristoteles problematisiert wurde. Doch nicht, weil Platon

falsche oder gar „unmögliche“ Namen verwendet hätte. (Auch das Problematisieren geschah ontologisch: jeder Name, der in das Haus der Philosophie getragen wurde, hatte sich ontologisch auszuweisen.)

Platon argumentiert insgeheim gegen Parmenides, dem eigentlichen Begründer einer radikalen Ontologie, die weder mit Urnamen noch mit Urelementen operierte. Aber es wäre wohl verlorene Liebesmüh', einem modernen Sprachnominalisten, den Gedanken nahezubringen, daß es Philosophie-Epochen gab, in denen die Annahme von unhintergehbaren Urbegriffen, selbstverständlich war. Doch verfehlt W. auch das Reden der modernen Wissenschaften über deren Sach-Realitäten, deren Gegenstände, Elemente und Zusammensetzungen.

In fast allen modernen Wissenschaften ist das Reden über Urelemente problematisch geworden, doch nicht aus „namensgeberischen“ Gründen. Halten wir uns an den Bezirk der Chemie, begegnen wir aktuell 118 Urelementen, die freilich auch namentlich genannt werden. Aber die „Reden“ der modernen Chemie über diese Elemente sind kein Spiel von Benennungen, (obwohl sie in geschätzten 6000 Nationalsprachen möglich sind) und die Rede über die chemischen Zusammensetzungen der chemischen Elemente ist keine Rede, die anzunehmen wagt, das Wesen der Elemente und ihrer Synthesen sei nichts als eine „Verflechtung von Namen.“

Daß „Urelemente“ in der mathematischen Mengenlehre, auf die sich vermutlich auch Russells ‚individuals‘ beziehen, Kalküle des mathematischen Denkens sind, macht deren „Urhaftes“ nicht weniger, sondern entschieden mehr und tiefer problematisch und aporetisch. Sie entsprechen allein einem (Ur)Wunsch aller mathematischen Denker, kleinste Größen zu finden, die zwischen negativen und positiven Größen vermitteln könnten, um auf dieser Grundlage die mathesis universalis des Leibniz vielleicht doch noch zu retten.

In den empirischen Wissenschaften sind „Urkontinente“, „Urgebirge“, „Urmeere“, auch „Urpflanzen“ und „Urtiere“, ebenso „Ursonnen“ und „Urplaneten“ wie auch „Uratome“ und „Urmoleküle“ aus evolutionären Gründen problematisch geworden. Sie sind nur noch als Grenzbegriffe der Forschung in Umlauf, längst nicht mehr als mythische Größen und nicht mehr als unentstandene Konstanten und Elemente, aus denen sich die nachfolgende Evolution „komplexer Systeme“ entwickelt haben soll.

Kein Einzeller trägt alle Vielzeller als Prinzip oder Element in sich, und wäre der Mensch aus Sonnenstaub gemacht oder gar entstanden, wären zwar Wittgensteins Sprachspiele um eine Variante reicher, unser vernünftiges Denken über das biologische und metabiologische Wesen des Menschen jedoch in eine untermenschliche Richtung abgestürzt.

Auch die Urtümer der Geistesgeschichte, wie etwa das ursprüngliche „Urchristentum“, gelten nicht mehr als nachahmbares ursprüngliches Ideal

für alle nachfolgenden und künftigen Entwicklungsstadien des Christentums. Das Ideal ist als historische Größe definiert, und alles, was darin idealisch war, existierte nicht ohne jene Relativismen, die alles Historische unüberlistbar mit sich führt. Allenfalls ließe sich im Gefolge dieses Ur-Ideals ein „klassizistisches Christentum“ erreichen, dem nicht einmal die Gestalten der späteren und heutigen Kirchen das Wasser reichen könnten.

Es hat seinen guten Grund, daß die Annahme von Ureinheiten, die realiter vorexistieren sollen, in allen Wissenschaften, ohnehin in der Philosophie, fast allen Kredit verloren hat. Wer diese namentlich nennt und begrifflich behauptet, muß erklären, wie aus ihnen die wirkliche Realität, die nur als „zusammengesetzte“ reüssiert, zustande kommt oder zustande gekommen ist.

Es mag angehen, Punkt, Linie und vielleicht noch Fläche als Urelemente der Geometrie zu bezeichnen. Aber wem ist damit geholfen, was ist damit „erklärt“? Daß alle geometrischen „Urgestalten“ Ur-Zusammensetzungen geometrischer Ur-elemente sind? Diese These wäre sinnvoll nur, wenn auch die Artenbildung der „Urgestalten“ aus den Urelementen, die konkrete Genese ihrer Gestalten analytisch auf die Elemente rückführbar und synthetisch aus den Elementen ableitbar wäre. Aber der Unterschied der krummen von der geraden Linie bedarf keiner krummen und geraden (Linien-)Urelemente. Weder ihrer behaupteten konstanten Identität und Unveränderlichkeit, noch ihrer gegenbehaupteten unerschöpflichen Veränderlichkeit.

W. ahnte wohl nicht, worauf er sich einließ, als er glaubte, einer philosophischen Diskussion über den Gegensatz von „eigentlich Einfachem“ und „Zusammengesetztem“ beiwohnen zu sollen.]

47. Aber welches sind die einfachen Bestandteile, aus denen sich die Realität zusammensetzt? - Was sind die einfachen Bestandteile eines Sessels? - Die Stücke Holz, aus denen er zusammengefügt ist? Oder die Moleküle, oder die Atome? - »Einfach« heißt: nicht zusammengesetzt. Und da kommt es darauf an: in welchem Sinne ›zusammengesetzt‹? Es hat gar keinen Sinn von den ›einfachen Bestandteilen des Sessels schlechtweg‹ zu reden.

[Auffällig Wittgensteins Beschränkung auf Natürliches, Naturwissenschaftliches und Alltagsdinge: an ihnen soll die Namensdialektik der vermeintlichen beiden Grundfaktoren aller Realität demonstriert werden. Doch übersehen wir darüber nicht die zweite und wichtigere Beschränkung: Wenn vom „Sinn“ der fraglichen Einfachheiten und Zusammengesetztheiten die Rede ist, ist jedesmal nur der sprachliche Sinn solcher Sprachgebräuche thematisch: Niemals werde behauptet, man rede „schlechtweg“ von Dingen.

Keiner der 6000 Nationalsprachen und keiner der vielen Wissenschaften und (Real)Philosophien wird gegönnt, über den Schatten ihres jeweiligen Sprachgebrauchs zu springen. Noch unseren Zahnarzt könnten wir klagen, wenn er behauptet, er habe uns einen wirklichen Zahn gezogen.

W. bemerkt das Labyrinth der teilbaren Materie, dessen reale Unendlichkeitsmöglichkeit weder Aristoteles noch Leibniz auf den Gedanken kommen ließen, für die materialen Momente der Teilelemente Namen suchen zu sollen. Wozu auch, kein Sessel setzt sich aus kleinsten Sesselchen zusammen.

Völlig unbedarft ist auch die sprachlogische Negation: „Einfach“ heiße nicht „Zusammengesetzt“. Diese Negation regelt, wie schon erörtert, jede nominalistische Selbstdefinition jedes Wortes, sie ist der innerste Motor der Sprachphilosophie Wittgensteins. Aber daraus folgt nicht, daß die Frage „in welchem Sinne einfach?“ sinnlos wäre.

Das Kontinuum der Materie(!?)-Arten ist ein Formkontinuum, dessen Diskreta verschiedene „Sinne“ von „einfach“ enthalten sind. Punkte sind die einfachsten Einheiten des Raumes, aber auch der Linie, Jetzt sind die einfachsten Einheiten der Zeit, aber auch jeder Minute und Sekunde. Hätten wir in der Sprache kein Recht und keine Macht, einfachste Einheiten und deren Komplexierungen durch großzügig vereinfachende Namen – wie Punkt und Jetzt usf. – auszudrücken, hätten wir keine Sprache, die unseren Verstandes- und Vernunftzwecken verständlich und vernünftig dienen könnte.

Auch die Problematik, Raum und Zeit als „Materien“ zu behaupten, ist nicht durch eine Sprachphilosophie auflösbar die mit und in grammatischen Kalkülen denkt.]

Oder: Besteht mein Gesichtsbild dieses Baumes, dieses Sessels, aus Teilen? und welches sind seine einfachen Bestandteile? Mehrfarbigkeit ist eine Art der Zusammengesetztheit; eine andere ist, z.B., die einer gebrochenen Kontur aus geraden Stücken. Und ein Kurvenstück kann man zusammengesetzt nennen aus einem aufsteigenden und einem absteigenden Ast.

[Wie ein gelernter Sophist unterläßt es W., die transzendente Voraussetzungsfrage zu klären, bevor er sich abermals auf die bunte Palette der Beispielsebene stürzt. Ob wir die Dinge oder „nur“ unsere Gesichtsbilder der Dinge benennen oder vielleicht sogar diese durch jene, weil alle sichtbaren Dinge die Ehre genießen, in unseren Gesichtsbildern als Dinge erscheinen zu können, diese philosophische Fundamentalfrage wird nicht beantwortet, somit als nicht beantwortbar vorausgesetzt.

Daher entwickelt jede Beispielsfrage eine große Suggestivkraft; sie scheint ersetzen zu können, was der (Nicht)Philosoph Wittgenstein unterlassen hat:

alle Fragen nach Bestandteilen (oder nicht), nach einfachen oder zusammengesetzten Teilen, nach „gebrochenen oder geraden Konturen“ oder nach Kurvenstücken, die zweifach zusammengesetzt sein können: „aufsteigend oder absteigend“ - wahr und richtig zu beantworten.

Zu diesem Zweck folgt Wittgensteins Auge so genau wie das expertise Auge eines Botanikers oder eines berechnenden Maschinenbauingenieurs den Teile-Ganzes-Relationen der Gesichtsbilder-Inhalte, um auf dieser Basis die sprachphilosophische Frage nach unserer Art und Weise des „Benennens“ der Dinge neu zu klären.

Offensichtlich kompensiert diese Seite seines Nominalismus dessen andere Seite: dort sollen die Namen der Sprache entweder als Eigenwirklichkeit gegen oder über den Dingen oder gar als eigentliche Wirklichkeit aller Dinge erscheinen. Hier soll evident werden, daß unsere Wahrnehmungen, weil immer nur von Bruchstücken ausgehend, kein zuverlässiger Lieferant für objektive Benennungen sein können. Mit diesem zweiseitigen Doppelschein operiert W. wie ein Sophist, der schon bei den antiken Sophisten die Schule gegangen zu sein scheint.

Und mit diesem (billigen) Trick gelingt es ihm auch, von der (ebenso phantastischen wie trivial-selbstverständlichen) Macht jeder Wortsprache abzulenken, nach freiem Gebrauch ihrer Modi und deren immanenter „Wechselkurse“ geradezu alles und jedes so oder auch anders benennen zu können. (Nicht weil die Dinge, die unsere Gesichtsbilder offenbaren, so oder auch anders wären.) Bei der Lektüre eines Romans von Jean Paul muß Wittgenstein Tobsuchtsanfälle durchlitten haben.

Unsere Manier, beispielsweise die Krater und Mare des Mondes durch präzise unterschiedene Eigennamen in das Haus der Sprache zu bannen, folgt offensichtlich einer optimistischen Einstellung: keiner sinnlosen oder autistischen Beschäftigung auf den Leim gegangen zu sein.

Auch hält sich niemand bei der Frage auf, ob die „Bestandteile“ des Mondes einfach oder zusammengesetzt sein könnten, oder ob sich die Halb- oder Ganzkreise der Mondkrater aus auf- oder/und absteigenden „Ästen“ zusammensetzen. Die scheinpräzisen Forderungen Wittgensteins betrügen ihren Urheber und alle Schuldner ihres Gläubigers.]

Wenn ich jemandem ohne weitere Erklärung sage »Was ich jetzt vor mir sehe, ist zusammengesetzt«, so wird er mit Recht fragen: »Was meinst du mit ›zusammengesetzt‹? Das kann ja alles Mögliche heißen!« - Die Frage »Ist, was du siehst, zusammengesetzt?« hat wohl Sinn, wenn bereits feststeht, um welche Art des Zusammengesetztseins - d.h., um welchen besonderen Gebrauch dieses Wortes - es sich handeln soll.

[Ein noch nicht durch Ws. Sprachphilosophie verdorbener Frager wird keineswegs nach der sprachlichen Bedeutung von „zusammengesetzt“ fragen, schon weil er sich nicht dem Alibi einer Allerweltsantwort („...kann ja alles Mögliche heißen“) ausliefern möchte. Sondern er wird direkt vernünftig fragen: was siehst Du, wenn Du (jetzt oder oft) Zusammengesetztes siehst?

Erst danach, und vermutlich erst lange danach, dürften die für Ws. Sprachnominalismus wichtigen Fragen verhandelt werden. Und warum benennst Du das Zusammengesetzte, dessen Vielheit doch dem Märchen von Tausend und einer Nacht nicht nachsteht, ausgerechnet mit dem einfältig einfachen Namen „zusammengesetzt“? Wer gibt Dir das Recht, diese Vereinfachung zu „gebrauchen?“ Bist du ein geborener oder ein absichtlicher „Populist?“

Auch die Formel „wenn bereits feststeht“ könnte W. zu Diensten einer sophistischen Argumentation gebrauchen. (Und war wohl nicht stark genug, dieser Versuchung zu widerstehen.) Vor allem Sprachgebrauch scheint zunächst festzustehen, daß Zusammengesetztes in dieser Welt existiert, damit auch Arten des Zusammengesetzten in der Welt existieren.

Wenn wir den Mond und bald darauf oder davor eine Zitrone erblicken, wissen Menschen mittlerer Jugendreife, daß diese Arten zweier verschiedenartiger Arten des Zusammengesetztseins durch die überaus nützlichen Namen Mond und Zitrone verbindlich und gemeinverständlich benennbar sind.

Aber nach dem Zugeständnis eines so großen Quantums an vorsprachlicher Realität, erwacht der beleidigte Sprachgeist des Zugestehenden: Wo, wenn nicht in der Sprache, wird das Feststehen dessen, was in unserem Weltbild als zusammengesetzt oder nicht zusammengesetzt gilt, festgelegt? - erraten: in der Sprache.

Und durch die Wende dieses Rückbezugs auf die unverzichtbare Komponente „Sprache“ in allem Weltbezug des Menschen, ist doch wieder nur bestätigt, was Wittgensteins Nominalismus immer schon wußte und behauptete: Es ist die Sprache („stupid“), durch die alle Realität als Realität festgestellt wird. Ohne Sprache keine Welt, ohne Arten von Worten und Sätzen keine Arten von Zusammensetzungen in der Welt. „Weltbild und Sprachbild sind eins“ - in Abwandlung eines anderen irreführenden Bonmots Wittgensteins: „Ethik und Ästhetik sind eins.“

Doch das Feststehen oder Festgestelltsein durch Sprache – dieses Ur-Dogma des Sprachnominalismus gilt nur, - wenn man dessen Aberglauben teilt, daß Namen, Worte und Sätze über die Arten des in der Welt existierenden Zusammengesetztseins als *außerontologische und außertranszendente Akte* sinnvoll möglich wären. Sie sind dies aber nicht, denn sie wären, wenn sie dies zu sein versuchten, nichts weiter als leere

Worte ohne jeglichen Sinnbezug zu „Gesichtsbildern“ und Weltbildern: Flati voci, - in der Formulierung von Anselm von Canterbury: „ein von der Stimme erzeugter Lufthauch.“

Daß W. nicht auffällt, wie ungeniert er das Wort „Art“ gebraucht, ist nicht verwunderlich. Denn der Wortgebrauch, den Wortsprachen praktizieren (oft seit Jahrhunderten), ist ihm unbedingte Autorität. „Art“ und „Arten“ sind wohl in allen nachmythischen Sprachen zum normalen Gebrauch zugelassen. Aber an der Autoritätshörigkeit seiner Ungeniertheit könnte W. begreifen, daß und wie reale Arten keine sichtbaren Dinge sind, sondern Begriffe, die die Vernunft des Menschen in alle Wortsprachen eingeführt hat.

Und eine Philosophie, die es verabsäumt, sich mit diesem Vernunftimport in das Haus der Sprache(n) auseinanderzusetzen, führt ein Defizit auf ihrem Konto, das unbezahlbare Nebenkosten verursacht. - Wir sehen Individuen als Repräsentanten ihrer Arten, niemals aber Arten als Arten. Keine Katze hat ein Schild um ihren Hals gehängt, das sie als ihrer Art zugehörig erweist. Wir wissen davon immer schon, und nicht durch den Gebrauch des Wortes „Katze“.

Wittgensteins (Sprach)Philosophie ist unfähig, die logische Operation der Verallgemeinerung, die uns die vermeintlichen Abstrakta von Gattung, Klasse, Art usf. erschließt, aus dem Wesen oder Unwesen des „Gebrauchs“ einer Sprache zu „erklären.“ Nach der „Logik“ seiner (Sprach)Philosophie könnten auch völlig sinnbefreite und vollkommen weltlose Worte als gebrauchsfähige Worte dienen. Diesen Tatbestand erhebt er selbst zu einem Vorwurf, wenn er Wörter, denen kein Ding „namentlich“ entspricht, beispielsweise „das“ und „dieses“ und ähnliche hin- oder auch nicht hinzeigende Wörter, verdächtigt, ihren Sinnbezug mangelhaft oder gar nicht vorweisen zu können.]

Wäre festgelegt worden, das Gesichtsbild eines Baumes solle »zusammengesetzt« heißen, wenn man nicht nur einen Stamm, sondern auch Aste sieht, so hätte die Frage »Ist das Gesichtsbild dieses Baumes einfach oder zusammengesetzt?« und die Frage »Welches sind seine einfachen Bestandteile?« einen klaren Sinn - eine klare Verwendung. Und auf die zweite Frage ist die Antwort natürlich nicht »Die Aste« (dies wäre eine Antwort auf die grammatische Frage: »Was nennt man hier die »einfachen Bestandteile«?), sondern etwa eine Beschreibung der einzelnen Äste.

[Keine vernünftige Sprache hatte und hat jemals ein Interesse daran, den Gebrauch ihrer Worte vor diesem vollständig festzulegen. In rationalen Wortsprachen wäre dies eine (Un)Art von ideologischer Korrektheit, die wohl in allen Sprachen, die ein vorrationales Bewußtsein und Denken „abbildeten“, möglich und notwendig war. Etwa noch im Chinesischen der mittelalterlichen Kaiserzeiten und ohnehin im prae-antiken Ägypten, im voreuropäischen indianischen Südamerika usf.

Hier konnten anti-mythische Worte erst gar nicht aufkommen, weil die Priesterhierarchie der jeweils aktuellen Religion und Kultur über ein vollständiges Definitionsmonopol verfügte. Offensichtlich eine Art von unbewußter Korrektheit, die von der modernen Korrektheit klar unterschieden ist. Werden heute gewisse Wörter geächtet, andere (auch gegen den Mehrheitswillen in einer Demokratie) eingeführt, agieren meist ideologisch fanatisierte Minderheiten, um ihre Interessen im unübersehbaren Kulturdschungel der Moderne durchzusetzen.

Was W. als „klaren Sinn“ der Worte reklamiert, ist das genaue Gegenteil von Klarheit und Sinn. W. verwechselt sinnvolle Sprachfragen mit „grammatischen Fragen.“ Wenn durch Wittgenstein der „Mythos“ einer „sprachanalytischen Philosophie“ in der Ersten Welt erschienen ist, hat diese (Sprach)Religion vermutlich doch nur unter akademischen Wittgensteinforschern zu neuen Priesterhierarchien geführt. Wesentlich erfolgreicher waren die Sprachregelungen des marxistischen „Mythos“, und auch diese kehren hoffentlich niemals wieder.]

Aber ist z.B. nicht ein Schachbrett offenbar und schlechtweg zusammengesetzt? - Du denkst wohl an die Zusammensetzung aus 32 weißen und 32 schwarzen Quadraten. Aber könnten wir z.B. nicht auch sagen, es sei aus den Farben Weiß, Schwarz und dem Schema des Quadratnetzes zusammengesetzt? Und wenn es hier ganz verschiedene Betrachtungsweisen gibt, willst du dann noch sagen, das Schachbrett sei ›zusammengesetzt‹ schlechtweg? - Außerhalb eines bestimmten Spiels zu fragen »Ist dieser Gegenstand zusammengesetzt?«, das ist ähnlich dem, was einmal ein Junge tat, der angeben sollte, ob die Zeitwörter in gewissen Satzbeispielen in der aktiven, oder in der passiven Form gebraucht seien, und der sich nun darüber den Kopf zerbrach, ob z.B. das Zeitwort »schlafen« etwas Aktives oder etwas Passives bedeute.

[Wieder kämpft W. wie ein Don Quichotte gegen Windmühlen, die keine sind, weil sie keinen Wind erzeugen können. Über den Sinn von „schlechtweg“ durch andere Worte mittels des Zauberwortes „schlechtweg“ nachzudenken, führt in absurde „grammatische“ Situationen, die beispielsweise Wittgensteins Beispiels-Jungen nachfragen lassen, ob das Wort „schlafen“ schlechtweg passiv oder schlechtweg aktiv sei. Warum soll es nicht schlechtweg beides zugleich sein können?

An seinem Beispielsjungen, der über sein Grübeln über das „Wort“ schlafen nicht zum Einschlafen kommt, hat W. übrigens ein rührendes Abbild seiner eigenen Einstellung zur Realität (nicht nur der Sprache) formuliert, - wohl ohne diese Selbstentlarvung zu bemerken.

W. denkt aus selbstverschuldeter Unmündigkeit bizarr und unvernünftig. Dabei ist seine Unmündigkeit eine wirklich (individuell) selbstverschuldete, während jene, die Kant seinem Zeitalter als Rute ins Fenster stellte, keine primär individuell zurechenbare, sondern davor schon eine durch

kollektiven unbewußten Gehorsam gegen gesellschaftliche Mächte – vor allem von Kirchen und Theologien - verursachte war.

Ein selbsterzeugter Gegensatz ist Wittgensteins verschuldete Eigenprämisse: Entweder sei ein Schachbrett „offenbar und schlechtweg zusammengesetzt“ oder ein fragwürdiger Gebrauch des Wortes „zusammengesetzt“ habe Verwirrung, Dunkelheit und Unwissen in unser Verhalten zum Schachbrett gebracht, (das für diesmal die Bretter der Bühne ersetzen soll, die bekanntlich immer schon „die Welt bedeutet haben.“)

Das nulldimensionale Wort „Schlechtweg-Zusammengesetzt“ wird nun in einem ersten „aufklärenden Schritt“ durch seine sacheigene Besonderheit erweitert: Folglich könnten wir unsere Worte auch kulanter gebrauchen: das Schachbrett könnte sich „aus den Farben Weiß, Schwarz und dem Schema des Quadratnetzes“ zusammensetzen. Jetzt erst sind wir trotz des vermaledeiten „Zusammengesetzt“ mitten auf dem Schachbrett gelandet: Doch wir sehen uns um und erkennen: viele einfache Figuren und viele noch einfachere Felder, immer noch hat uns der Dämon des Wortes Zusammengesetzt in seinem dunklen Griff.

Also flüchten wir „kurzweg“ in unser Normalbewußtsein, das immer schon – ohne jemals fragen und nachdenken zu müssen – wußte, daß einfach und zusammengesetzt ein siamesischer Kategorienzwilling sind, der unser Denken und Sprechen „unvordenklich“ und vorsprachlich begründet und begleitet.]

Das Wort »zusammengesetzt« (und also das Wort »einfach«) wird von uns in einer Unzahl verschiedener, in verschiedenen Weisen miteinander verwandten, Arten benützt. (Ist die Farbe eines Schachfeldes einfach, oder besteht sie aus reinem Weiß und reinem Gelb? Und ist das Weiß einfach, oder besteht es aus den Farben des Regenbogens? - Ist diese Strecke von 2 cm einfach, oder besteht sie aus zwei Teilstrecken von je 1 cm? Aber warum nicht aus einem Stück von 3 cm Länge und einem, in negativem Sinn angesetzten, Stück von 1 cm?)

Auf die philosophische Frage: »Ist das Gesichtsbild dieses Baumes zusammengesetzt, und welches sind seine Bestandteile?« ist die richtige Antwort: »Das kommt drauf an, was du unter ›zusammengesetzt‹ verstehst.« (Und das ist natürlich keine Beantwortung, sondern eine Zurückweisung der Frage.)

[Offen und freimütig gesteht W., daß seine „inersprachliche“ (sprachautistische) Verstehens-Antwort: „was du unter zusammengesetzt verstehst“ auf die (angeblich) philosophische Frage, welches die Bestandteile eines Baumes sind, der in uns als „Gesichtsbild“ erscheint, keine Antwort, sondern lediglich eine Zurückweisung der Frage ist. Weil diese als unvernünftig und absurd, oder als sprachunwürdig und „nicht von dieser Welt“ entlarvt wurde?

Fazit: nur zur (Selbst)Ablenkung verläuft sich W. in die konstruierten Abgründe scheinbarer Wahrnehmungsparadoxien. Diese sollen, da sie

unserer Sprache unerreichbar wären, den Gebräuchen unserer Wortsprache den nicht bewältigbaren Vorwurf fataler Unbestimmtheit auf den Buckel laden. In seiner Blindheit sieht W. nicht mehr, daß allein diese Unbestimmtheit die Freiheit unserer Worte und Sätze garantiert. Eine Freiheit allerdings, deren „Leerstellen“ mit vernünftigen Inhalten zu erfüllen sind, es sei denn, wir wollten mit Worten und Sätzen nur spielen wie Kinder, denen eine Welt aus Worten und Sätzen genügt.

Gerade wegen der zu erfüllenden Möglichkeitsfreiheit schreiben wir unseren Worten und Sätze keinerlei Art des Gebrauchs vor als allein solche, die sie umgänglich machen, um als „Umgangssprache“ universal kommunizierbar zu sein. Anders nicht kann sich sprachliches Handeln als Wirklichkeitsfreiheit vollenden.

Bei den eingewöhnbaren Gebrauchsformen der Sprache handelt sich um (gute) Manieren, nicht um *Sprachverhaltungsgesetze*, die uns zwingen würden, zwischen „zusammengesetzt“ und „einfach“ schon angesichts eines Schachbretts wie ein Gockel von Hamlet zu entscheiden: „Einfach oder zusammengesetzt, das ist hier die Frage.“]

48. Laß uns die Methode des § 2 auf die Darstellung im Theätetus anwenden. Betrachten wir ein Sprachspiel, wofür diese Darstellung wirklich gilt. Die Sprache diene dazu, Kombinationen farbiger Quadrate auf einer Fläche darzustellen. Die Quadrate bilden einen schachbrettförmigen Komplex. Es gibt rote, grüne, weiße und schwarze Quadrate. Die Wörter der Sprache seien (entsprechend): »R«, »G«, »W«, »S«, und ein Satz ist eine Reihe dieser Wörter. Sie beschreiben eine Zusammenstellung von Quadraten in der Reihenfolge

1	2	3
4	5	6
7	8	9

Der Satz »RRSGGGRWW« beschreibt also z.B. eine Zusammensetzung dieser Art:

[Die Methode des § 2 wollte zeigen, wie sich der Bauende A mit dem Gehilfen B über die zu gebrauchenden Bausteine verständigt. Dort die realen Bausteine Würfel, Säule, Platte, Balken, hier die Wortsteine: „Würfel“, „Säule“, „Platte“, „Balken“. Wie kommen die Worte zusammen, um durch ihr sprachliches Handeln die reale Seite des Handelns der Handelnden zu unterstützen?

Wir erinnern uns: W. wollte diese Frage gänzlich ohne den Begriff eines verbindlichen Zweckes für das Bauvorhaben beantworten. Handlungen wären demnach vollständig aus Teilhandlungen zusammensetzbar, analog zu Bauten aus Bausteinen, Bausteinen aus Teilen von Bausteinen oder auch zu Worten aus Buchstaben oder Sätzen aus Worten als Wortbausteinen. Dieser (einfältige) Irrtum leitete Wittgensteins Gedankenspiel. Ein in mehrfachem Sinn sinnloses Worte- und Satzspiel, - notabene: im Angesicht von Platons Theaitetos!

Im jetzigen Sprachspiel wird die Sprache dazu erniedrigt, „Kombinationen farbiger Quadrate auf einer Fläche darzustellen.“ (Beschreibe die gefärbten Quadrate R, G, W, S, durch eine Reihe ungefärbter Einzelbuchstaben-Wörter so exakt wie möglich.) Ein Exerzitium, dem man sich in einem Kursus für literarisches Schreiben, Abteilung Beschreibung optischer Dinge im planen (geometrischen?) Raum, durchaus gefallen läßt. (Man will sein Geld für den Schreibkurs nicht „umsonst“ bezahlt haben.)

Etwas genauer umschrieben, fordert das Exerzitium daher: beschreibe die verschiedenfarbigen Quadrate, aber nicht in Worten und Sätzen unserer (stets unverschämt vagen) Umgangssprache, sondern mit den Mitteln einer Sprache, die uns endlich mit wirklich exakten Beschreibungen zu dienen bereit ist. Just zu diesem, zwar halbverrückten, aber immerhin noch hinnehmbaren (Übungs-)Zweck hat W. seine Kunstwörter erfunden, die ähnlich „exakt“ sind wie die Zeichenwörter für Herrn Baumeister „A“ und seinem nützlichen Baugehilfen „B.“

Nun ist das Wunder perfekt, mehr an exakter Sprache ist nicht möglich: die Neuwörter »R«, »G«, »W«, »S« bilden die Realdinge R, G, W, S geradezu fotografisch getreu ab, und Buchstabenketten dienen als neue Satzformen, die konsequenterweise ohne die leidige, weil ontologieverdächtige Kopula „ist“ und deren angeblich spannende Derivate auskommen. Wie unsere Banken permanent neue Finanzprodukte anbieten, ist W. nicht verlegen, mit neuen Sprachprodukten mitzuhalten. Und wie um die gedemütigte Sprache endgültig zu verhöhnen, vernehmen wir des Baumeisters letztes Urteil über uns: „Fasse dies als vollständige primitive Sprache auf.“]

Hier ist der Satz ein Komplex von Namen, dem ein Komplex von Elementen entspricht. Die Urelemente sind die farbigen Quadrate. »Aber sind diese einfach?« - Ich wüßte nicht, was ich in diesem Sprachspiel natürlicher das »Einfache« nennen sollte. Unter anderen Umständen aber würde ich ein einfarbiges Quadrat »zusammengesetzt« nennen, etwa aus zwei Rechtecken, oder aus den Elementen Farbe und Form. Aber der Begriff der Zusammensetzung könnte auch so gedehnt werden, daß die kleinere Fläche ›zusammengesetzt‹ genannt wird aus einer größeren und einer von ihr substrahierten. Vergleiche ›Zusammensetzung‹ der Kräfte, ›Teilung‹ einer Strecke durch einen Punkt außerhalb; diese Ausdrücke zeigen, daß wir unter Umständen auch

geneigt sind, das Kleinere als Resultat der Zusammensetzung von Größerem aufzufassen und das Größere als ein Resultat der Teilung des Kleineren.

[Die „vollständige primitive Sprache“ scheint gefunden, eine ideale Ursprache als perfekte Neusprache, die vermutlich das Feuer war, das Wittgensteins Mut und Kraft befeuerte, an seinen „Philosophischen Untersuchungen“ unbeirrt festzuhalten. Andere Philosophen mögen ihre Philosophien, hier ist ein Denker, der eine neue Sprache gefunden hat. Eine Sprache, die den Forderungen der modernen Welt gerecht wird, indem sie ihnen vollkommen „entspricht.“

Kein Haar paßt nun noch zwischen die „Komplexe der Namen“ und die „Komplexe der Elemente.“ Natürlich bemerkt W. die vollständige Unhaltbarkeit seiner „idealen“ Konstruktion und Entsprechung. Prompt beginnt der Wurm des Zweifels zu arbeiten. Nicht überall könnten Quadrate dazu taugen, das einfache Spiel von „einfach“ versus „zusammengesetzt“ zu eröffnen.

Nicht überall könnte der Begriff Zusammensetzung nach Belieben gedehnt oder geschrumpft werden, und nicht durch eine unerschöpfliche Phalanx an Sprachspielen könnte es möglich sein, den Aporien Zenons zu entkommen. Wie erinnern uns: ist das Größere immer nur ein Resultat der Teilung des Kleineren, gibt sich Achilles dem Gelächter seiner voraneilenden Schildkröte preis.]

Aber ich weiß nicht, ob ich nun sagen soll, die Figur, die unser Satz beschreibt, bestehe aus vier Elementen oder aus neun! Nun, besteht jener Satz aus vier Buchstaben oder aus neun? - Und welches sind seine Elemente: die Buchstabentypen, oder die Buchstaben? Ist es nicht gleichgültig, welches wir sagen? wenn wir nur im besonderen Fall Mißverständnisse vermeiden!

[Die Besorgnis Wittgensteins, „im besonderen Fall Mißverständnisse zu vermeiden“, ist unbegründet und sophistisch vorgetäuscht. Die aktuelle moderne Welt hat ganz andere Arten von „Neusprech“ und Neusprache(n) entdeckt und gewählt.

Wittgensteins gespielte Verzweiflung: aber ich weiß nicht, wie ich meine selbstgesetzten „Elemente“ zutreffend „benennen“ könnte - - ist der Hilferuf eines Verirrten, der aus den „Höhen“ seiner Experimentalwege nicht mehr ins Tal der Realitäten zurückfindet.

Im Gebirge seiner Hoffnung angekommen und um sich blickend, sieht er sich von kontingenten Erscheinungen umgeben, und deren selbsterfundene „Realität“ läßt ihn erkennen, daß auf objektive Orientierung nicht mehr zu hoffen ist. Aus welchen Elementen die Realität(en) sich nun „zusammensetzen“, kann nach Belieben behauptet, nach Belieben widerlegt werden.

Vier oder neun Elemente? - Eine Scheinalternative unter Milliarden über Milliarden. Vor den Augen der erstaunten modernen Wissenschaften tötet sich die szientifische Philosophie als Wissenschaft; sie bleibt, was sie war und sein wollte: Spiel um des (Sprach)Spieles willen.]

49. Was heißt es aber, daß wir diese Elemente nicht erklären (d.h. beschreiben) sondern nur benennen können? Das könnte etwa sagen, daß die Beschreibung eines Komplexes, wenn er, in einem Grenzfall, nur aus einem Quadrat besteht, einfach der Name des Farbquadrates ist.

[Die sprachspielgezeugten „Urelemente“ Wittgensteins dürften die modernen Wissenschaften nicht einmal als Geschenk entgegennehmen. Und da „erklären“ und „beschreiben“ stupiderweise dasselbe sein sollen, ist ein vorwissenschaftliches Niveau erreicht, auf das sich keine unserer Wissenschaften einlassen kann. Sofern deren wissenschaftliches Gewissen noch nicht zersetzt wurde. Wittgensteins Fundament einer „vollständigen primitiven Sprache“ ist Fiktion, genauer: mißglückte Erfindung.]

(1)Man könnte hier sagen - obwohl dies leicht zu allerlei philosophischem Aberglauben führt - ein Zeichen »R«, oder »S«, etc., könne einmal Wort und einmal Satz sein. (2) Ob es aber »Wort oder Satz ist«, hängt von der Situation ab, in der es ausgesprochen oder geschrieben wird. Soll z. B. A dem B Komplexe von Farbquadraten beschreiben und gebraucht er hier das Wort »R« allein, so werden wir sagen können, das Wort sei eine Beschreibung - ein Satz. (3) Memoriert er aber etwa die Wörter und ihre Bedeutungen, oder lehrt er einen Andern den Gebrauch der Wörter und spricht sie beim hinweisenden Lehren aus, so werden wir nicht sagen, sie seien hier Sätze. In dieser Situation ist das Wort »R« z.B. keine Beschreibung; man benennt damit ein Element - aber darum wäre es hier seltsam zu sagen, das Element könne man nur benennen! (4) Benennen und Beschreiben stehen ja nicht auf einer Ebene: Das Benennen ist eine Vorbereitung zur Beschreibung. Das Benennen ist noch gar kein Zug im Sprachspiel, - so wenig, wie das Aufstellen einer Schachfigur ein Zug im Schachspiel. Man kann sagen: Mit dem Benennen eines Dings ist noch nichts getan. Es hat auch keinen Namen, außer im Spiel. (5) Das war es auch, was Frege damit meinte: ein Wort habe nur im Satzzusammenhang Bedeutung.

[(1)W. scheint genau zu wissen, wodurch sich „philosophischer Aberglauben“ vom wirklich „philosophischen Glauben“ unterscheidet. - Die triviale Einsicht, daß Worte in jeder Sprache, besonders in Situationen nötigerer Ausdrucksextreme (Befehl, Interjektion, Gefühl, Freude, Schmerz und Trauer usf.)in den geborgten Status eines „Satzes“ aufsteigen können, sollte nicht darüber hinwegtäuschen, daß die *Sprachsituationen* dieser Situationen sich *nicht* einer überbordenden Lust an der unerschöpflichen Vielfalt von „Sprachspielen“ verdanken. Außerdem erkennt jeder Vernünftige an jedem Ein-Wort-Satz, daß es sich um eine bloße Analogie zu einem wirklichen Satz handelt.

(2) Keineswegs hängt daher die (angeblich alternativlose) Alternative „Wort oder Satz“ *allein* von der „Situation“ ab, in der die auszusprechenden Worte oder Sätze „gebraucht“ werden. Sprechende Menschen sind keine Marionetten von „Situationen.“ Natürlich ist zuzugeben, daß unser Sprechen in und über Situationen auch von der oft perplexen Abhängigkeit unserer Psyche von den Überraschungen der Außen- und Innenwelt abhängig ist. In diesem (Extrem)Fall reagieren wird spontan entweder durch emotionsneutrale Beschreibungsworte oder durch nichtneutrale, entweder abweisende oder zustimmende Worte, die meistens nicht ohne moralischen Hintergrund aktiviert werden.

Aber (logisch) *vor* diesen Situations-Relationen ist schon die Sprache selbst durch ihr Reservoir an Worten und Sätzen und vor allem durch ihr stupendes Angebot an sprachinternen Verwandlungen (nicht nur von Worten in Sätze und umgekehrt) maßgeblich beteiligt. Unnötig zu ergänzen, daß W. das „Angebot“ unseres „Erkenntnisapparates“ (vulgo Verstand und Vernunft) abermals ignoriert.

(3) Auch hier argumentiert W. viel zu kleinlich und borniert, völlig an den freien Virtuositäten und Selbstverwandlungen jeder Wortsprache vorbei. Lediglich in einer Fachsprache (Elektrotechnik, Chirurgie usf.) wird der Unterrichtende auf das Mittel eines „Memorierens“ der Termini-Wörter samt ihren Bedeutungen zurückgreifen. Im Normalunterricht zumeist nur unter Ausländern, die neuerdings als „Zugewanderte“ mit den vielfältigen Tücken der deutschen Sprache vertraut gemacht werden sollen.

Dieses „Memorieren“ mag in Ausnahmefällen wirklich satzlos erfolgen, etwa wenn die Liste der Worte von einer Tafel prangt, und der lange Zeigestab des Unterrichtenden an den Worten entlangfährt. Warum aber die Einzelworte der Memorierungsliste keine Beschreibung dessen sein sollen, was sie doch offensichtlich beschreiben, weil sonst jeder Sprach- und Fachunterricht sinnlos wäre, weiß Wittgenstein allein. Seine „Elementarfragen“ – Element oder nicht, wie viele oder wie wenige usf. - beleidigen den Wert und die Würde jeder normalen Wortsprache.

In fünfzig Jahren allerdings, wenn die Früchte der heute gesäten Gendersamen zu blühenden neue Sprachlandschaften ausgewachsen sein werden, könnte es durchaus notwendig werden, den ursprünglich Sinn der gendergerecht verbogenen Namen jedesmal neu zu memorieren, um im neuen Sprach(en)Dschungel nicht verloren zu gehen.

(4) W. bemerkt eine Mittel-Zweck-Relation zwischen Benennen und Beschreiben, ohne diese und ihren Zirkel klar auszusprechen. Wozu es allerdings mehr als nur „klarer Worte und Sätze“ bedarf. Fazit: Ohne klare Benennungen: keine „erklärenden“ Beschreibungen; aber ohne Benennungen, die schon ihrerseits klar beschrieben wurden: keine

fundamental verbindlichen Benennungen. Hegels Deutschlatein sekundiert sinngemäß: „Es ist in Namen, daß wir denken und sprechen.“

Und dennoch ist es richtig zu behaupten: „Benennen ist eine Vorbereitung zur Beschreibung“ – richtig und wahr aber nur, wenn man den Zirkel, den W. nicht einmal umschreibt, nicht ignoriert. Wozu aber die Ideologie der Sprachspiel-Sprache mehr als nur einen Anlaß liefert.

Das Benennen soll das Sprachspiel nur vorbereiten, es soll nur ein Vorbereitungsspiel sein? Es soll nur das sein, was vor dem Schachspiel das Aufstellen der Schachfiguren „bedeutet“? Wird das Schachspiel durch das Aufstellen der Schachfiguren jedesmal neu begründet und erfunden? Wird der Name der Dinge jedesmal wieder in unseren aktuellen Aussagen über die benannten Dinge (neu) begründet und erfunden?

(5) Frege war und ist für alle scientologischen Philosophen ein Säulenheiliger, daher Wittgensteins „Nihil obstat.“]

50. Was heißt es nun, von den Elementen zu sagen, daß wir ihnen weder Sein noch Nichtsein beilegen können? - Man könnte sagen: Wenn alles, was wir »Sein« oder »Nichtsein« nennen, im Bestehen und Nichtbestehen von Verbindungen zwischen den Elementen liegt, dann hat es keinen Sinn vom Sein (Nichtsein) eines Elements zu sprechen; sowie, wenn alles, was wir »zerstören« nennen, in der Trennung von Elementen liegt, es keinen Sinn hat, vom Zerstören eines Elements zu reden.

[W. trägt kein Bedenken, in eine uralte Kategorienkiste der Philosophie zu greifen. Was sollen „Sein und Nichtsein“ an den „Elementen“ der Sprachspiel-Philosophie reparieren helfen? Wittgensteins Spielargument („man könnte sagen“), in erster Annäherung „erklärt“ und „beschrieben“: Alles was ist, nennen wir ein „Sein“, und alles was nicht ist, nennen wir ein „Nichtsein.“

(Wieder sind Benennen und Beschreiben eins; W. hatte offenbar kein Vorbereitungsspiel mit den Figuren von Sein und Nichtsein nötig, um Sein und Nichts zielsicher auf alles Seiende und Nichtseiende zwischen Himmel und Erde abzufeuern: Sein und Nichtsein sind Prädikate für Alles und Nichts.)

Aber von so viel „metaphysischem“ (Un)Sinn muß W. dringlich trachten, so rasch wie möglich wieder loszukommen: Auf dieser Erde haben wir es mit Elementen und deren Verbindungen zu tun, also kann sich „Sein“ und „Nichtsein“ („sinnvollerweise“) nur auf das Bestehen oder das Nichtbestehen der beiden Basisfiguren (Elemente und elementare Verbindungen) beziehen.

Dieser wahre und als Realität verifizierbare Inhalt von Sein und Nichts beendet die beinahe schon zweieinhalbtausendjährige Geschichte der philosophischen Disziplinen „Metaphysik“ und „Logik“. Solange mußte die Geschichte der Philosophie auf die Eruption des Vulkans der modernen

Sprachphilosophie warten: Was soll's, auch Pompeij mußte lange auf den Tag seiner erfolgreichen Vernichtung warten.

Wer auf die Worte Sein oder Nichtsein „hinzeigt“ und meint, diese Worte würden noch auf etwas anderes hinzeigen als auf die Laute und Buchstaben S-e-i-n und N-i-c-h-t-s-e-i-n , der hat den universalen Sinn der Worte „Elemente“ und „Verbindungen von Elementen“ noch nicht verdaut.

Zwar passieren auch unserer Sprache merkwürdige Mißgeschicke: ‚Salz‘ beispielsweise ist ersichtlich eine Verbindung von Elementen und wird doch – faul und schwerfällig wie die Wortsprache nun einmal ist – durch ein einfaches Wort: „S-a-l-z“ ausgedrückt, und nur ein Schelm bemerkt, daß dieses einfache Wortwesen aus drei Konsonanten und einem Vokal, - musikanalog: aus drei Dissonanzen und einer Konsonanz „besteht.“

Dennoch bleibt evident: Welche Elemente und welche ihrer Genossenschaften *sind*, die „sind“; und welche *nicht sind*, die „sind nicht.“ Das Wortespiel einer unfehlbaren Sprachphilosophie entscheidet über Sein und Nichtsein. Neuerlich erscheint der philosophierende Irrgänger von Shakespeares Hamlet auf der Bühne der Sprachspiel-Argumentation.

Dennoch ist Erfreuliches zu melden, daß nämlich unsere Wissenschaften, um zur Einsicht zu gelangen, daß Existierendes ist, Nichtexistierendes nicht ist, keines Rückgriffes auf Sein und Nichts, keines Nachhilfeunterrichts in Platons Parmenides, keiner Memoriation von Hegels Seinslogik bedürfen.

Unter allen (Deutungs-)Umständen bleibt jedoch eine (kaum versteckte) Schlußfolgerung Wittgensteins als Meisterstück einer antimetaphysischen Metaphysik erhalten: Wenn es generell sinnlos ist, von einem universalen Sein oder Nichtsein aller Elemente und deren Verbindungen zu reden, dann ist auch die Sinnlosigkeit unseres Redens mithilfe der Kopula und des Prädikats „ist“ (und seiner Negationen) sinnlos. Mehr noch: war immer schon sinnlos und wird es bleiben.

Wittgensteins 1:1-Sätzen gelingt es beeindruckend, die alten Zöpfe des alten Redens und Denkens abzuschneiden. (Der Satz »RRSGGGRWW« beschreibt die Zusammensetzung gefärbter Badezimmerkacheln mit unübertreffbarer Exaktheit.)

Ungeniert verquickt W. zwei Ebenen (aller Realität) und behauptet zugleich: nicht er habe verquickt, denn seine Argumentation habe das Gegenteil nachgewiesen: Die logische Ebene von Sein und Nichts *ist nicht*, nur die realwirkliche Ebene von Elementen und Verbindungen von ist und existiert. Sein und Nichts aber verquicken wollen, das sei seine Sache nicht. (Man sollte nicht zu oft in seinem Badezimmer philosophieren.)

Wiederum müßte man Karl Valentin anrufen können, um eine Ladung Sketches zu bestellen, die das metaphysikbefreite Spiel mit den Wort-Figuren Sein und Nichtsein lachsalvenfähig auf die Bühne bringen.

Vor allem das letzte Argument würde Valentin innig in sein Herz schließen, als Fundgrube für ganze Kaskaden an Witzeinfällen: Es hat keinen Sinn von einem „Zerstören eines Elements“ zu reden, weil unser Wort „zerstören“ alles Zerstören immer schon repariert hat.

Wollte aber W. nur der simplen Tatsachenwahrheit eine Gasse schlagen, daß Elemente immer nur in Genossenschaften von Elementen existieren, im gegenteiligen „Fall“ daher nicht existieren, müssen wir betrübt feststellen, daß uns der Verzicht auf Sprachspiele darüber überaus leicht fällt.]

Aber man möchte sagen: Man kann dem Element nicht Sein beilegen, denn wäre es nicht, so könnte man es auch nicht einmal nennen und also gar nichts von ihm aussagen. –

Betrachten wir doch einen analogen Fall! Man kann von einem Ding nicht aussagen, es sei 1 m lang, noch, es sei nicht 1 m lang, und das ist das Urmeter in Paris. - Damit haben wir aber diesem natürlich nicht irgend eine merkwürdige Eigenschaft zugeschrieben, sondern nur seine eigenartige Rolle im Spiel des Messens mit dem Metermaß gekennzeichnet. - Denken wir uns auf ähnliche Weise wie das Urmeter auch die Muster von Farben in Paris aufbewahrt. So erklären wir: »Sepia« heiße die Farbe des dort unter Luftabschluß aufbewahrten Ur-Sepia. Dann wird es keinen Sinn haben, von diesem Muster auszusagen, es habe diese Farbe, noch, es habe sie nicht.

Wir können das so ausdrücken: Dieses Muster ist ein Instrument der Sprache, mit der wir Farbaussagen machen. Es ist in diesem Spiel nicht Dargestelltes, sondern Mittel der Darstellung. -Und eben das gilt von einem Element im Sprachspiel (48), wenn wir, es benennend, das Wort »R« aussprechen: wir haben damit diesem Ding eine Rolle in unserm Sprachspiel gegeben; es ist nun Mittel der Darstellung. Und zu sagen »Wäre es nicht, so könnte es keinen Namen haben« sagt nun so viel, und so wenig, wie: gäbe es dieses Ding nicht, so könnten wir es in unserem Spiel nicht verwenden. - Was es, scheinbar, geben muß, gehört zur Sprache. Es ist in unserem Spiel ein Paradigma; etwas, womit verglichen wird. Und dies feststellen, kann heißen, eine wichtige Feststellung machen; aber es ist dennoch eine Feststellung unser Sprachspiel - unsere Darstellungsweise - betreffend.

[Für einen kurzen Moment wird Wittgensteins Argumentation von einem nicht sprachspielfreudigen Vernunft-Gedanken erhellt: Was nicht ist, kann auch kein Objekt unserer Benennungs- und Aussagebegierde werden. Wer aber erwartet, W. wäre nun auf dieses Licht zugegangen, um sich tiefer erleuchten zu lassen, sieht sich abermals (zum wievielten Male?) getäuscht.

Ein neues Sprachspiel lockt, diesmal in Paris, im Aufbewahrungsraum des legendären Urmeters. Angesichts der Daseinslänge von ein Meter Urmeter läßt sich plausibler über die Nebelkategorien von Sein und Nichtsein experimentieren.

Doch Wittgenstein übersieht, daß der Satz, „was nicht ist, könne kein Objekt unserer Aussagesätze sein“, selbstwidersprüchlich ist. Wäre wahr, daß, was

nicht ist, nicht prädiert werden könne, könnten wir nicht behaupten, was nicht sei, könne nicht prädiert werden. Wir könnten nicht behaupten, daß Nichtseiendes nicht ist.

Dies nämlich läßt sich mit Sicherheit aussagen: was nicht ist, hat nur nichtige Prädikate, die alle dasselbe meinen: Nichts ist Nichts, Nichtdasein ist Nichtdasein, ein Nullobjekt ist kein Objekt. Das „Urmeter“ existiert nur einmal und nirgendwo sonst als im heiligen Archivkeller zu Paris.

Daher sollten wir bei günstiger Gelegenheit nach Paris pilgern, um uns von einer Tatsachenwahrheit überzeugen zu lassen, die alle Dialektiker über Sein und Nichts (von Platon und Parmenides bis zu Hegel und Schelling oder auch Schopenhauer) niemals erschaut haben, niemals erschauen werden: „1 Meter lang“, - eine real existierende Ur-Länge: ist diese Behauptung objektiv aussagbar – diesseits oder jenseits unserer Metersprachspiele?

W. will das Pariser Urmeter als Ding betrachten bzw. mit Worten bespielen: Das erlauchte Urmeter soll nur ein materielles Etwas sein, das wir streicheln oder mit dem wir widersprechenden Diskutanten einen Schlag auf die Schädeldecke versetzen können. Das Urmeter soll nicht für ein ideell gedachtes Urmeter stehen oder liegen, denn was liegt und steht, liegt und steht nur für sich selbst.

Wittgensteins „Argument“ offen ausgesprochen: Ideelles Denken habe die Menschheit seit Jahrtausenden immer nur in die undurchsichtigen Gefilde symbolischer Begriffe („Sein und Nichts“) abgeführt, die ihrerseits nur das schlechte Erbe theologischer Begriffe verwalten und tradieren. Aus diesem empiristischen Vorurteil folgert W. mit der Konsequenz eines überzeugten Gegenaufklärers: wirklich seiende Urmaße spielen im „Spiel des Messens“ eine „eigenartige Rolle.“ Wittgenstein hätte der Menschheit erspart, auf dem Mond landen zu müssen, und die Erfindung von Atomuhren hätten ihm ganze Bücher entlockt: gefüllt mit sarkastisch-ironischen Kommentaren.

Auch der (jeweiligen) Urfarbe, die sich W. als eine Art „Urmuster“ aller gebrauchten Farbenworte denkt, wird ein seltsames Sprachspiel gewidmet: Es sei sinnlos, von den Farbmustern eines Urmuster-Farbenkatalogs auszusagen, sie existierten als Farbe und dann auch noch frech und sprachunkritisch zu behaupten, sie hätten Farbe oder gar: sie seien Farbe. Ebenso sinnlos zu behaupten, sie hätten keine, sie wären keine Farben. Denn was nicht existiert (die Idee Farbe), davon und darüber könne man nur beflissen schweigen.

Wittgenstein sollte die Absurdität seiner Sprachspiele nicht bemerkt haben? Niemand in seinem Freundeskreis sollte fähig gewesen sein, auf sein unhaltbares Spielen mit selbsterzeugten und fremden, aber unverstandenen Begriffen aufmerksam zu machen?

Fazit: Wittgensteins experimentelle Sprachphilosophie folgt den Dogmen ihres szientifischem Vorbildes: Ernst Machs „Erkenntnis und Irrtum.“ Ein Buch, das bis heute in der Welt der empirischen Wissenschaften als „klassisch“ geadelt wird. Obwohl sein Untertitel: „Skizzen zur Psychologie der Forschung“ bereits andeutete, worum es in der Sache ging: jedem Forscher (zunächst und zuerst der Naturwissenschaften) stehe es frei, die „grundlegende Methode des Experiments“ anzuwenden.

Eine Freiheit, die verlässlich zu Modifikationen und Variationen aller Erfahrungen und Erkenntnisse führe, die den Erforschern der empirischen Welt(en) widerfahren. Mit dem beabsichtigten Nebenzweck, daß alle Fragen, die in den Wissenschaften „forschungsleitend“ sind, durch stets wieder andere und neue Fragen ersetzt werden können.

Der Weg vom realen Experiment in Laboren, von empirischen Testversuchen und Feldforschungen, von Beschleunigungs- und Kollisionsexperimenten in der modernen Teilchenphysik usf. (später ergänzt durch die unübersehbaren Varianten digitaler Simulationen) *hinüber* zum freien Gedankenexperiment war gebahnt. Warum sollte sich das weite Feld der philosophischen Grundbegriffe und ihrer Realphilosophien der neuen Freiheit entziehen? Wittgenstein hält für realisierbar und durch die neuen Wissenschaften von Welt und Mensch bereits realisiert, was Mach vorerst nur als Experiment vorschlug.

Allerdings hatte Mach der grenzenlosen Experimentier-Freiheit noch einen Riegel vorgeschoben: Nicht nur die physisch-physikalischen, auch alle Gedankenexperimente, falsifizierbare oder völlig freischwebende, müßten von realen Tatsachen, von physischen Entitäten und deren bis dato wissenschaftlich gesicherten Erkenntnissen ausgehen.

Ein beschränkender Riegel, der noch in Wittgensteins Sprachspiel-Philosophie nachwirkt: In seinen sprachphilosophischen Experimentalspielen überwiegen Beispiele physischer, vor allem optischer Erscheinungen, nur selten werden moralische oder politische Beispielsszenarien ins Spiel gezogen. (In Machs empiristischer Fundamentalphilosophie - das Ich ist eine volatile Assoziation fortfließender Impressionen - spielen Sprache und Sprachgebräuche eine noch untergeordnete Rolle.)

In Wittgensteins Gedankenexperimenten sind die Umstände und Bedingungen der Beispiele nach Belieben erweiterbar oder nach Belieben spezialisierbar. Durch diese „Extension“ oder „Intension“ der „Erkenntnismomente“ wird eine neue Revolution unserer Denkungsart (Kant) ermöglicht.

Was bisher nur einfältig und „identisch“ vorgestellt und gedacht wurde, läßt sich nun unter neuen Perspektiven erblicken und definieren. Kein Wunder, daß Konditionalsätze fast jedes Sprachspiel einleiten: Man könnte, man

müßte, man sollte usf. Ebenso wenig, daß diese Art, alles neu zu denken als neue Kraft einer neuen „Idealisierung und Abstraktion“ gefeiert wird.

Unschwer lassen sich hier die „philosophischen“ Wurzeln des modernen Zeitgeistes und seiner Hyperliberalismen erkennen: Keine identischen Geschlechter, keine identischen Kulturen, keine identischen Sprachen. Vielfalt als neue Religion einer Freiheit, die ihre „Diversität“ als neue Menschheitsbeglückung missioniert. Wer spricht hier noch von *der oder einer Philosophie*, die führen und leiten könnte?]

Leo Dorner 19.11. 2020

....